

flutter.

Frühling 2016 / Nr. 58

Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Thema: Integration



Viele Kulturen machen unser Land aus: www.bpb.de/migration

Editorial

→ Im letzten Jahr sind mehr als eine Million Menschen als Flüchtlinge nach Deutschland gekommen. Die einfache Frage „Wie geht es weiter?“ wird nun zum Angelpunkt vieler Auseinandersetzungen. Wie kann der innere Zusammenhalt und soziale Ausgleich der Gesellschaft besser gelingen? Was muss bei Bildung, Arbeitsmarktzugang oder in der Wohnungsfrage anders, neu gemacht werden? Die Debatten und politischen Entscheidungen werden in vielen Bereichen ein Katalysator für die Neubestimmung der Politik und der Gesellschaft als Ganzes. Fragen der Integration sind bei uns so aus den Randbezirken der öffentlichen Wahrnehmung in deren Zentrum gerückt.

Wir fangen dabei aber nicht bei null an. Mehr als 16,4 Millionen Menschen hierzulande haben einen Migrationshintergrund, bei Kindern und Jugendlichen liegt der Anteil derer, die auch nichtdeutsche Wurzeln haben, schon bei rund einem Drittel. Deutschland ist seit Jahrzehnten ein Einwanderungsland, und es wird sich dessen zunehmend bewusst. Im Alltag vieler Kommunen ist das schon lange angekommen. Das ist ein Reservoir für den selbstbewussten und auf die eigenen Kräfte vertrauenden Umgang mit den aktuellen Krisen.

Integration hat Millionen Gesichter und Geschichten, sie ist ein generationsübergreifender, widersprüchlicher und dynamischer Prozess. Es geht, aber nicht ohne Konflikte. Und es braucht sehr lang. Ein Blick in die Geschichte, zum Beispiel der des Einwanderungslandes USA, aber auch in die verschiedenen Migrationskulturen hierzulande zeigt das.

Vielleicht brauchen wir einen erneuerten Realismus – eine selbstbewusste Bestandsaufnahme dessen, was gelungen ist, worauf sich aufbauen lässt, und dessen, was ohne eine Neubestimmung zu einer Gefahr für das Ganze geraten kann. Denn Integration ist komplex, kein Automatismus. Wenn sie gelingt, bereichert das die Vielfalt der Gesellschaft, schafft neue Möglichkeiten für alle.

Integration scheitert aber auch immer wieder. Es bilden sich kriminelle Szenen bis hin zur organisierten Kriminalität. Oder es etablieren sich Milieus, die unseren in der Verfassung verankerten Grundwerten distanziert bis feindlich gegenüberstehen. Die Auseinandersetzung um die Anerkennung von Frauenrechten im Islam zeigt das. Solche Krisen zu ignorieren oder kleinzureden hilft vielleicht zur Beruhigung im Moment, ist aber auf Dauer gefährlich. Desintegration bildet dann eine wechselseitige Dynamik von Segregation, herrschender Ignoranz, Alltagsrassismus und zunehmender Radikalisierung und Gewaltbereitschaft. Das kann dann wie in den Vorstädten Frankreichs Formen eines kalten Bürgerkriegs annehmen, der auf das ganze Land ausstrahlt.

Debatten um Integration sind immer auch ein Spiegel der eigenen Vorstellungen von Gesellschaft. Verhandelt werden dabei Wertefragen – was ist uns wichtig, welche Forderungen sollen verbindlich gelten, welche Möglichkeiten lassen wir zu? Wie stellen wir uns das Zusammenleben vor – als eine homogene, geschlossene Gemeinschaft? Als offene Gesellschaft, die Vielfalt aushält und deren Konflikte auszutragen lernt? Was macht uns eigentlich als Land oder Nation aus? Wer sollen „wir“ sein? Das wird mit den jetzt wieder beginnenden Prozessen der Integration auf Jahre hinaus neu bestimmt werden. **Thorsten Schilling**



Inhalt

5

NEUES DEUTSCHLAND

Unser Land ist schon ganz schön bunt geworden – und das ist auch gut so. Sagt ein Migrationsexperte im Interview

12

KEIN LEBEN

Eine Reportage über Menschen, die nicht mehr viel zu verlieren haben

17

FUCKING GERMANS

Manchem Amerikaner waren die deutschen Einwanderer verdammt suspekt

18

MIR SCHAFFET DES

Wir haben uns mal in Stuttgart umgesehen, warum das da mit der Integration so gut klappt

20

WO KOMMST

DU EIGENTLICH HER?

Manche finden diese Frage sehr seltsam. Schließlich ist ihre Heimat doch Deutschland

21

ICH BIN DABEI

Über die Frage, ob Behinderte in ihrer eigenen Welt leben sollten



S. 22

22

ALS DER JAZZ DIE FLUCHT ERGRIFF

Millionen Afroamerikaner wanderten von den Südstaaten aus nach Norden und fanden dort eine neue Heimat

26

RESPEKT

Eine syrische Familie hat in Bayern einen Imbiss aufgemacht – der Bank konnte sie darauf keinen Appetit machen

29

DIESER WEG WIRD KEIN LEICHTER SEIN

Was die vielen Einwanderer für den Arbeitsmarkt bedeuten können

32

ZEIT UND RAUM

Wer wo wohnt, ist für die Integration eine wichtige Sache

33

VOM VERSCHWINDEN

Manchmal geht es ganz schnell, und plötzlich ist man außen vor

34

LOST

Eine Fotoreportage zeigt die Pariser Banlieue als sozialen Brennpunkt

39

TEST THE TEST

Zu Besuch in einem sogenannten Orientierungskurs, in dem Migranten Deutschland kennenlernen

40

„DER ISLAM BRAUCHT EINE SEXUELLE REVOLUTION“

Ein Gespräch über die Probleme mit dem Weltbild mancher Muslime

43

AN DER ANGEL

Unterwegs mit einem schwer erziehbaren Jugendlichen

44

WER KANN SCHON DEUTSCHVOKABELN LERNEN...

Über den Umgang mit Kriegstraumata

46

VERGISS, DASS ES EIN ICH GIBT

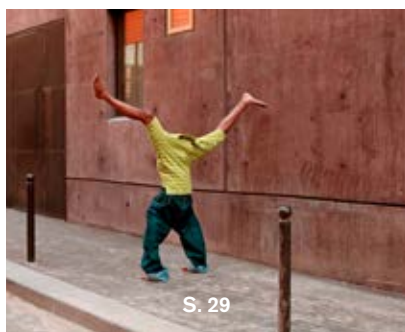
In Deutschland leben viele Menschen aus Vietnam und ihre Kinder. Wir haben sie getroffen

50

IMPRESSUM



S. 34



S. 29

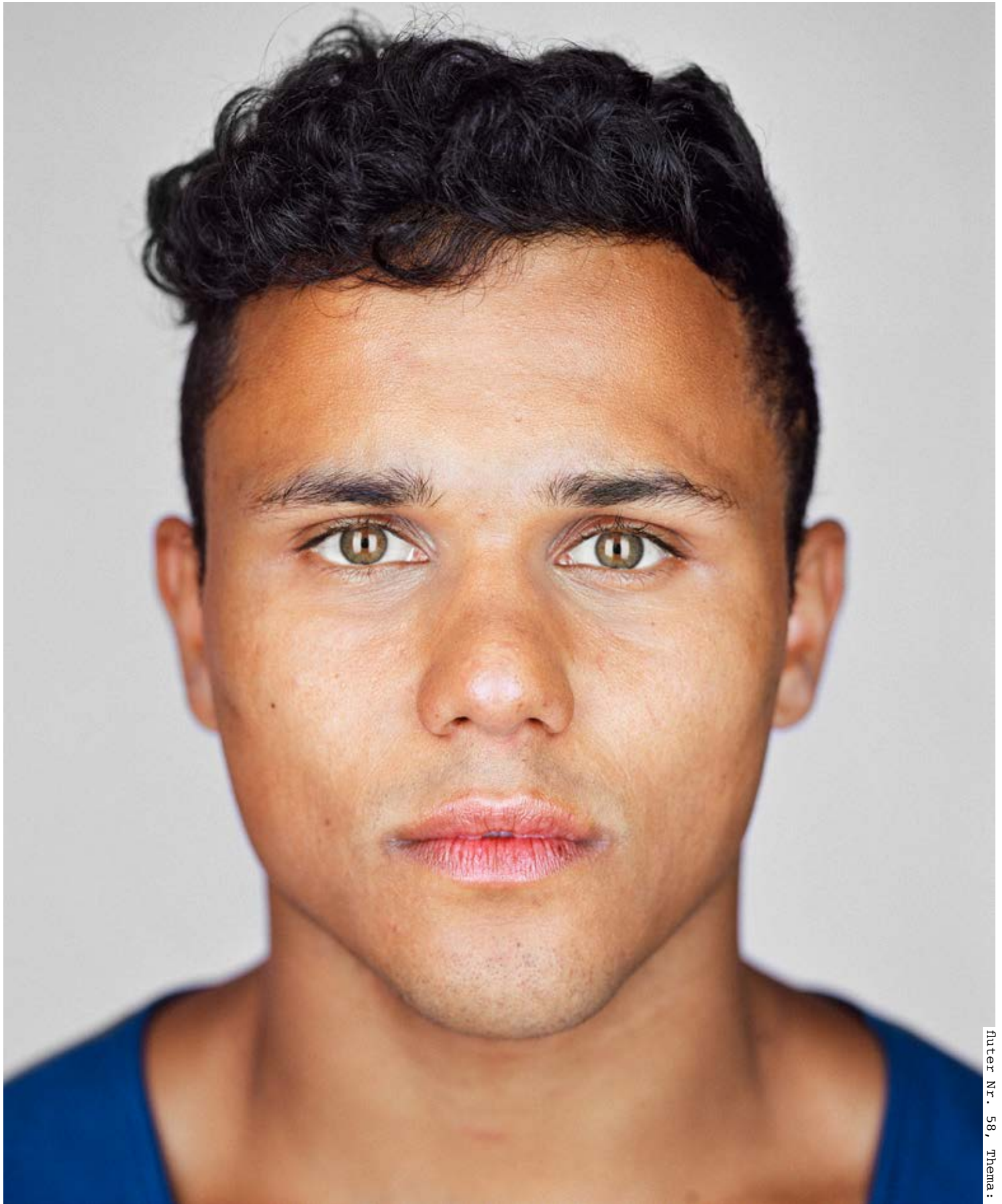


Ein fluter-Abo
kannst ihr
problemlos in euer
Budget integrieren.
Es ist kostenlos:
www.fluter.de/abo

A close-up portrait of a young woman with dark, curly hair, freckles, and red lipstick, looking directly at the camera. The background is dark and textured.

Neues Deutsch- land

Ghana, Togo, Tschechien, Deutschland: Julia Dalia Amenyogbo, 24, wurde in Düsseldorf geboren und hat vielfältige familiäre Wurzeln



Der Fotograf Martin Schoeller hat schon Angela Merkel und Barack Obama porträtiert. Für diese Arbeit bat er Menschen in sein Studio, die nicht nur deutsche Wurzeln haben, und das Deutschland von heute mitprägen. Shasa Kaczmarek, 21, wurde in Hannover geboren. Seine Familie kommt aus Deutschland, Nigeria, Pakistan und Polen

Natürlich ist Deutschland ein Einwanderungsland, das zudem ziemlich viel Erfahrung mit Integration hat. Sagt der Migrationsforscher Jochen Oltmer. Anerkennung und Respekt im Alltag seien dafür extrem wichtig

Interview: Oliver Gehrs, Fotos: Martin Schoeller

→ Momentan wird sehr viel über Integration gesprochen und geschrieben. Verstehen wir alle dasselbe darunter?

Das glaube ich nicht. Es gibt auch keine wissenschaftliche Definition, die tragfähig wäre. In Deutschland ist damit immer noch oft Anpassung gemeint – oder schlimmer: Eingliederung. Ein Begriff, der aus dem preußischen Militär kommt. Wenn man die Rekruten aufnahm, wurden die in Reih und Glied aufgestellt und uniformiert. Dieses Bild der Gleichmacherei ist heute noch präsent, auch die Vorstellung von Homogenität. Eine Gesellschaft soll homogen sein, um zu funktionieren. Aus diesem Gedanken heraus werden Normen entwickelt, von denen niemand abweichen soll. Es gibt die Vorstellung von einer Art Wertehimmel, der alles überwölkt. Diese Homogenitätsvorstellung ist schon so alt wie der Nationalstaat und leider heute noch ein Riesenproblem in den Debatten. Uns umgibt aber Vielfalt und Heterogenität, und wir haben viele Strategien, jeden Tag damit umzugehen.

Was ist überhaupt die Gesellschaft, in die man sich integrieren soll?

Die gibt es eigentlich auch nicht. Es müsste viel stärker betont werden, dass Menschen an unterschiedlichen Bereichen der Gesellschaft teilhaben und dass das nicht immer mit der gleichen Geschwindigkeit passiert. Manche sind zum Beispiel wun-

derbar am Arbeitsplatz integriert, haben aber in ihrer Freizeit keinen Kontakt zu Einheimischen. So jemand ist in einen Teil der Gesellschaft integriert, in einen anderen nicht.

Oft ist auch die Rede von einer Parallelgesellschaft, in der Migranten leben.

Unter diesen Begriff könnte man auch Millionäre fassen – mit ihrem Lebensstil, den ja nur wenige teilen. Es gibt die falsche Vorstellung, dass die deutsche Gesellschaft sehr einheitlich ist und alles, was von außen kommt, ein Problem ist.

Kann Integration in kurzer Zeit gelingen?

Dieses Ankommen und Akzeptiertwerden ist ein sehr langer Prozess, der Jahre dauert, oft sogar Jahrzehnte. Die erste Einwanderergeneration hat meist große Schwierigkeiten anzukommen. Die Menschen müssen schlechtere Jobs machen als in den Ländern, aus denen sie kommen. Ihre Bildungsabschlüsse werden nicht anerkannt, es kommt zur sogenannten Dequalifikation. Bei ihren Kindern sieht das anders aus, schon weil sie die Bildungseinrichtungen durchlaufen.

Sind wir ein Einwanderungsland?

Schon lange. Es gab nur so eine Art bewusstes Beschweigen – auch aus der Angst heraus, Wähler zu vergraulen, wenn man darüber spricht. Jahrzehntlang hieß es deswegen: Deutschland ist kein Einwanderungsland. Deswegen mussten wir nicht darüber reden, was es heißt, wenn man doch eins ist. Als die Gastarbeiter ab den 1950ern kamen, war man sich einig, dass die wieder gehen, und deswegen bestand keine Notwendigkeit, über Integration nachzudenken. Erst 2005 wurde der Bund mit dem Zuwanderungsgesetz aktiv. Bis dahin wurde Integrationspolitik auf kommunaler Ebene gemacht. Große Städte wie München oder Stuttgart haben schon Anfang der 1970er-Jahre Pläne dafür gemacht, Stellen geschaffen, Büros eingerichtet. Der Bund kam erst 30 Jahre später dahin. Da hatte Stuttgart schon längst das Label Integrationsstadt (siehe auch Seite 18).

Nun ist Stuttgart eine wirtschaftlich starke Region. Hat der Zuzug zum Wohlstand beigetragen, oder ist es eher so, dass die Integration dort gut funktioniert, wo Arbeitsplätze sind?

Das bedingt sich gegenseitig sehr stark. Auch wenn es immer schwierig ist, die wirtschaftliche Potenz von Migration zu messen. Nach der Gründung der Bundesrepublik hat die Zuwanderung das sogenannte Wirtschaftswunder forciert. Bis 1949 waren mehr als zehn Millionen Flüchtlinge und Vertriebene gekommen, bis zum Mauerbau 1961 kamen noch rund drei Millionen DDR-Flüchtlinge dazu. Das waren zu einem Großteil Menschen mit Ambition. Sie haben früh erkannt, dass sie sich anstrengen müssen, um wieder in eine Position zu kommen, die sie mal hatten. Im Kontext von Migration sehen wir immer wieder, dass ich mich bemühen und vielleicht auch Jobs übernehmen muss, die Einheimische nicht übernehmen wollen. Diese spezifische Motivation trägt dazu bei, dass ein Land Vorteile durch diese Menschen hat.

Wie viele Menschen, die einwandern, bleiben eigentlich langfristig?

Zwischen den 1950er-Jahren und 1973 sind rund 14 Millionen ausländische Arbeitskräfte gekommen, von denen 11 Millionen

wieder zurückgegangen sind. Und selbst bei denen, die geblieben sind, war es in vielen Fällen so, dass die Rückkehr immer wieder aufgeschoben wurde und man sich nie entschied, endgültig zu bleiben. Wenn meine Zukunft aber nicht hier liegt, sind die Bemühungen, an den Entwicklungen des neuen Landes teilzuhaben oder Kontakte zu knüpfen, häufig nur halbherzig. Wenn ich jedoch weiß, dass ich hierbleibe, ist die Motivation eine ganz andere.

2014 sind knapp 1,5 Millionen Menschen nach Deutschland gekommen...

Und fast eine Million ist gegangen. Migration ist oft ein ständiges Hin und Her. Wir dürfen uns die Entwicklung nicht linear vorstellen, die Realität ist Dynamik und Bewegung. Man muss auch immer damit rechnen, dass Menschen Integrationsprozesse abbrechen. Es gibt Teilhabe an der Gesellschaft, dann wieder ein Herausfallen, es gibt Rückwanderung, dann wieder Rückkehr. Das alles gehört dazu, wenn man über Integration spricht. Der Prozess ist ergebnisoffen, das müssen wir akzeptieren.

Ist es nicht genau diese Unsicherheit, die den Menschen Angst macht und Fremdenfeindlichkeit bei uns schafft?

Das ist ja nichts spezifisch Deutsches. Migration wird von vielen als Problemthema verstanden, als Ergebnis von Katastrophen oder wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Dabei sprechen wir nie über das große Ganze, sondern immer nur über einzelne Phänomene, gerade zum Beispiel über „die“ muslimischen Männer aus Syrien oder Nordafrika. Ende der 90er-Jahre wurde über „die“ Albaner gesprochen, vorher über „die“ Türken. Das große Bild der Migration wird gar nicht wahrgenommen. Es gibt heute in Deutschland zum Beispiel 600.000 Menschen polnischer Herkunft, die meisten sind in den vergangenen Jahren gekommen. Aber niemand spricht darüber.

Welche Möglichkeiten hat die Politik, Integration zu fördern?

Ich bin eher skeptisch, was Integrationspolitik angeht. Natürlich muss der Staat einen rechtlichen Rahmen bieten, etwa den Aufenthaltsstatus klären oder Sprachkurse fördern. Aber gerade vom Sprachenlernen wissen wir, dass letztlich die Praxis zählt. Da reichen nicht 600 Stunden am Stück, sondern die Menschen müssen in ihrem Alltag reden, am besten bei der Arbeit, in der Nachbarschaft, in Vereinen. Integration wird vor Ort ausgehandelt. Wenn ich die heutige Diskussion mit der in den 90er-Jahren vergleiche, als viele Flüchtlinge vom Balkan kamen, ist mehr Offenheit da, mehr Bereitschaft, auf Zuwanderer zuzugehen, sie im Alltag zu unterstützen. Wir sind auf dem Weg in eine Gesellschaft, die Migration als Normalfall der Existenz anerkennt. Wir können zumindest in Westdeutschland auf Jahrzehnte zurückblicken, in denen Vielfalt gewachsen ist. Dazu kommen unsere eigenen Fremdheitserfahrungen, die man über Reisen oder Auslandsaufenthalte zum Arbeiten oder Studieren macht. Das hat mit zur Öffnung beigetragen. Auch dass die deutsche Fußball-



MIGRATIONSHINTERGRUND

Das Statistische Bundesamt definiert das so: Einen Migrationshintergrund haben alle Menschen, die seit 1949 auf das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland zugewandert sind, alle in Deutschland geborenen Ausländer und alle in Deutschland als Deutsche Geborenen, von denen zumindest ein Elternteil selbst zugewandert ist oder in Deutschland als Ausländer geboren wurde. Zu kompliziert? Ein Beispiel: Du und deine Eltern seid Deutsche, ihr alle wurdet in Deutschland geboren. Deine Mutter bekam die deutsche Staatsbürgerschaft aber erst mit einem Jahr, weil ihre Eltern aus, sagen wir, Finnland zugezogen sind. Selbst wenn nun weder du noch deine Eltern jemals deutschen Boden verlassen habt, zählst du zur Gruppe der Menschen mit Migrationshintergrund. Statistisch ist es also schwierig, alle Menschen mit Migrationshintergrund zu erfassen. Ihre tatsächliche Anzahl wird daher noch höher eingeschätzt als die vom Statistischen Bundesamt gezählten Menschen mit einem „Migrationshintergrund im engeren Sinn“.

**2014 hatten 16,4 Millionen
der insgesamt
80,9 Millionen Einwohner
in Deutschland einen
Migrationshintergrund.
Von diesen 16,4 Millionen
Personen waren 9,2
Millionen Deutsche und 7,2
Millionen Ausländer.**

(Quelle: Statistisches Bundesamt)



Judy Mai, 27, wurde in Hai Phong, Vietnam, geboren, ihre Mutter ist vietnamesischer Abstammung und ihr Vater französischer und vietnamesischer. Mit anderthalb Jahren kam sie nach Deutschland, seit sieben Jahren hat sie einen deutschen Pass

nationalmannschaft mit vielen Einwandererkindern die WM gewonnen hat, hat vielen Menschen positive Effekte von Migration vor Augen geführt.

Wie wichtig sind die islamischen Verbände bei der Integration der vielen Muslime, die nun kommen?

Das sind aus meiner Sicht regelrechte Integrationsagenturen. Wenn etwa bei der Islamkonferenz Vertreter der islamischen Verbände dabei sind, dann ist das bis zum letzten Mitglied der Gemeinde ein Zeichen der Anerkennung. Das heißt für sie: Wir sitzen mit am Tisch und gehören dazu.

Das hört sich ja ganz so an, als sei Deutschland ein vorbildliches Einwanderungsland.

Es gab schon in den 90er-Jahren Untersuchungen, wie Deutschland im Vergleich etwa zu den Niederlanden, Frankreich oder Belgien dasteht. Im Ergebnis schnitt Deutschland ziemlich gut ab. Integrationsmaßnahmen in den Kommunen waren erfolgreicher als die zentral gesteuerten Programme. Und viele deutsche Kommunen haben sehr früh nachgedacht. Frankreich schnitt deutlich schlechter ab, weil eine gewisse nationale Integrationsidee zu einer Homogenitätsvorstellung führte, die der Integration anderer Menschen nicht zuträglich ist. Gerade weil viele Menschen in Deutschland viel kritischer über das Deutsche nachdenken und Patriotismus eher verpönt war, ist hier vieles besser gelaufen, als wir lange gedacht haben. Ende der 90er-Jahre haben dann auch andere Länder über das „deutsche Modell“ nachgedacht. Also über das Kommunale, das Dezentrale und das Bürgerschaftliche.

Gibt es weltweit Vorbilder für gelungene Integration, nach denen man sich richten kann? In die USA wanderten in den letzten 50 Jahren offiziell 16 Millionen Mexikaner ein.

Klassische Einwanderungsländer wie die USA haben eine ganz andere Vorstellung von Gesellschaft. Sie verstehen sich als heterogene Migrationsgesellschaften, in denen etliche Lebensentwürfe akzeptiert werden. Es gibt einen gewissen Common Sense über Werte und Gesetze, aber es ist selbstverständlich, dass die Einwanderer ihre kulturellen Vorstellungen und Herkunftsgemeinschaften pflegen. Da wird ja bei uns schnell von einem Getto gesprochen. Das sind aber oft Schutzräume, in denen das Herkunftskollektiv zusammenlebt und es dennoch gute Verbindungen zur Umgebung gibt, zu Schulen oder Arbeitsstätten.

In den USA wird niemand nach seiner Herkunft gefragt. Hier passiert das selbst Menschen, deren Familien seit drei Generationen hier leben. Warum?

Da kommt der berühmte Migrationshintergrund ins Spiel, den man selbst dann hat, wenn die Vorfahren schon 1950 nach Deutschland gekommen sind. In Deutschland wird man diesen Status nicht los. In den USA würde niemand auf die Idee

2014 hatte in Deutschland gut ein Drittel aller Kinder unter fünf Jahren einen Migrationshintergrund – in der Gruppe der 15- bis unter 20-Jährigen waren es 27,7 Prozent

(Quelle: Statistisches Bundesamt)

ausgerechnet, dass bis 2040 rund 150 Millionen Menschen kommen müssten, um die demografische Lücke zu schließen, da man eben davon ausgeht, dass zwei Drittel eh wieder in ihre Heimat gehen. Da fragt man sich schon, woher die alle kommen sollen und wie man überhaupt mit so vielen Einwanderern umgehen kann. 1997 lebten 330.000 Flüchtlinge aus Bosnien hier, 2003 waren davon noch zehn Prozent in Deutschland. Von der Asylzuwanderung der 190er-Jahre ist so gut wie nichts erhalten geblieben. Nein, die Flüchtlinge werden den Prozess der Alterung nicht aufhalten. Daher benötigen wir eine Diskussion über die Sozialsysteme. Die wurde lange nicht geführt, obwohl wir doch wissen, dass wir Veränderungen brauchen.

Ist es nicht ohnehin so, dass nun angesichts des Zuzugs viele Probleme, die lange nicht angegangen wurden, zur Sprache kommen – etwa der soziale Wohnungsbau oder Frauenrechte?

Ja, da ist die Situation fast so eine Art Katalysator. Nun finden all diese Debatten statt, und das ist ein notwendiger Prozess. Ich finde es wichtig, dass derzeit so intensiv und kontrovers miteinander gesprochen wird. Woher sollen Gesellschaften sonst Kompetenzen bekommen, wenn nicht durch eine intensive Debatte. Wenn man nicht über die Probleme spricht, passiert gar nichts.

Wie ist Ihr Ausblick für die nächsten Jahre? Schauen wir 2026 zufrieden zurück auf diese Zeit, in der so viele neue Menschen zu uns kamen?

Das Problem ist, dass wir nicht wissen, wie viele Menschen kommen, wie viele wieder gehen, wie viele gehen müssen. Weil sich aber die Gesellschaft geöffnet hat und wir es absehbar mit einer guten wirtschaftlichen Situation zu tun haben, denke ich, dass es weniger Probleme geben wird, als viele erwarten. Dazu trägt auch bei, dass wir es mit sehr jungen Menschen zu tun haben, und derzeit steigt auch die Zahl von Frauen und Kindern. Das heißt: Die viel diskutierten Familienzusammenführungen finden bereits statt. Und das ist auch wichtig. Wenn die Familie zusammen ist, richtet sich der Blick der Menschen nicht mehr so sehr auf das Herkunftsland. Von daher bin ich relativ optimistisch. Auch wenn es Tendenzen der Abwehr und der Ausgrenzung gibt, habe ich den Eindruck, dass am Ende der auf Integration zielende Teil der Gesellschaft groß genug ist. ←



JOCHEN OLTMER

Auch ein Job mit Zukunft: Prof. Dr. Jochen Oltmer ist einer von wenigen Migrationsforschern in Deutschland. Er lehrt als Professor am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien der Universität Osnabrück



Dönerwetter

Ein Migrant, der sich vorbildlich integriert: Zwar kommt der Döner aus der Türkei, doch dort ist er vor allem als Tellergericht bekannt. Die massentaugliche Auf-die-Hand-Variante im Fladenbrot soll um 1970 in Deutschland erfunden worden sein und ist heute unser beliebtestes Fast-Food. Wenn das mal keine erfolgreiche Einbürgerung ist. Mehr als zwei Millionen Portionen sollen hierzulande täglich verkauft werden und bei Herstellern und Imbissen für einen Jahresumsatz von 3,5 Milliarden Euro sorgen. Weil es so viele Dönerbuden wie in Berlin nicht einmal in Istanbul gibt, wird er im Ausland auch „Berlin Döner“ genannt. Anders als in der Türkei geben wir noch Salat und allerlei Soßen zum Fleisch. Afiyet olsun! (Das ist Türkisch für „Guten Appetit“.)

Kein



Leben

Für viele Asylbewerber ist es schwer, Arbeit zu finden, oft wird es von der Bürokratie verhindert. Auch deshalb fangen manche mit dem Drogenhandel an. Bericht aus einer Welt, die kaum Perspektiven bietet

Von Benedict Wermter, Illustrationen: Oliver Grajewski

→ Sie stehen an der Ecke, dort, wo die Fußgängerzone endet. Ein Dutzend junge afrikanische Männer in weiten Jeans und Markenturnschuhen, die Kappen tief ins Gesicht gezogen. Sie stehen dort, um Drogen zu verkaufen. Jeder weiß das. In vielen deutschen Großstädten treiben sie sich seit einigen Jahren herum, im Hamburger Schanzepark, in Berlin im Görlitzer Park, in Frankfurt im Bahnhofsviertel oder hier, in der armen Dortmunder Nordstadt.

Zwei der Afrikaner radeln abwechselnd auf rostigen Uraltträgern umher, in Zeitlupe, die Reifen fast platt. Vorbei an arabischen Cafés und Läden, in denen grell leuchtende Mekka-Bilder verkauft werden. Sehen sie jemanden, der wie ein Kiffer aussieht, dann schnalzen, knacken oder zischen sie und raunen: „Alles klar, brauchst du was? Bruda, kein Problem.“

Mehr als 30.000 Westafrikaner leben in Nordrhein-Westfalen. Viele haben keine Chance auf Asyl, werden geduldet, oft führen nur Schwangerschaften oder eine Heirat in den legalen Aufenthalt.

Amadou Diallo, das ist nicht sein richtiger Name, trägt einen modischen Kinnbart, seine Sneaker in Samtoptik haben goldene Streifen. Wenn Amadou eine Frage stellt, dann bohrt er, um sie zu unterstreichen, seinem Gegenüber manchmal mit dem Finger in die Brust. Oury B., der auch nicht so heißt, trägt eine Bomberjacke in Fleckton, kurze Rasta-Noppen stehen ihm vom Kopf. Er wäre lieber Krankenpfleger als ein Dealer hier an der Ecke, aber die Ausländerbehörde lässt ihn nicht. Das jahrelange Hickhack mit den Behörden habe ihn zermürbt. Er mache gerade eine Psychotherapie, sagt er.

Amadou Diallo kocht. Auf dem Herd blubbert Niri – Reis und Rind in Tomatensauce. Die Wohnung in einem dieser heruntergekommenen Häuser in der Nordstadt hat ihm ein Afrikaner untervermietet. Es gibt kaum Möbel, von den Decken baumeln nackte Glühbirnen, in der Küche stehen zwei alte Sofas mit Brandflecken, davor ein wackliger Plastiktisch.

2013 stellte er im Kreis Steinfurt im Norden Nordrhein-Westfalens seinen Asylantrag: als Amadou Diallo, geflohen aus Guinea, weil er und seine Familie verfolgt würden. Tatsächlich hat er einen ganz anderen Vornamen und war Handyverkäufer in Guineas Hauptstadt Conakry. Amadou Diallo ist ein Allerweltsname, das westafrikanische Pendant zu Thomas Müller. Er hätte gern gearbeitet, durfte aber nicht. Zwei Jahre brauchte die deutsche Bürokratie, um seine Identität zu klären, bis dahin sollte er als Geduldeter in einem Wohnheim herumsitzen, mit einem Arbeitsverbot belegt. Tatsächlich stand er schon nach wenigen Wochen in der Dortmunder Nordstadt und vertickte Drogen. Bis ihm im August 2015 die Ausländerbehörde mitteilte, dass seine Duldung nicht verlängert werde und er binnen 30 Tagen Deutschland verlassen müsse. Daraufhin tauchte er unter.

Bouba* hat es geschafft. Vor sechs Jahren kam er aus Westafrika nach Dortmund und durfte bleiben, weil er, noch während sein Asylantrag lief, eine junge deutsche Studentin heiratete. Bouba ist smart, er hat einen offenen, wachen Blick und trägt ein gebügeltes Hemd, keine dicken Ketten aus Falschgold. Inzwischen wohnt er in einer Nachbarstadt und studiert dort auf einen Ingenieursabschluss hin. Aber manchmal zieht es ihn zurück in Dortmunds Norden, dahin, wo auch für ihn alles anfing. Dann steht er mit den Drogenhändlern an der Ecke und kauft sich ein paar Gramm Gras, für abends, wenn er nicht lernen muss. Er kennt die Dealer. Aber er hat kaum Verständnis für sie. „Sie machen auf Mitleid und lügen“, sagt er. Sicher, einige strengten sich an, versuchten sich zu integrieren, zerbrachen dann aber an der Perspektivlosigkeit. Doch die meisten fänden sich viel zu schnell ab mit ihrer Lage. Resignierten viel zu früh. Und wollten dann nur noch mitnehmen, was geht. „Die tun alles für Geld.“

Wie die anderen Afrikaner verkauft Amadou Marihuana, das Fünf-Gramm-Tütchen zu 50 Euro. Wenn seine Drogenvorräte erschöpft sind, holen er und die anderen sich manchmal Nach-

schub bei den Arabern, die ein paar Meter weiter vor den Cafés stehen und rauchen. Er hasst die Araber, aber sie geben in der Nordstadt den Ton an – einem Viertel, das die „FAZ“ mal „Getto mitten in Deutschland“ nannte und dessen Drogenszene kürzlich Stoff für einen „Tatort“ war. Jeder Vierte der gut 50.000 Einwohner hier hat keinen Job, mehr als zwei Drittel haben ausländische Wurzeln, fast jeder Zweite besitzt keinen deutschen Pass. Egal, wen man fragt, Taxifahrer, Kioskbesitzer, Friseur, Passanten: Alle haben Angst. Angst vor den Flüchtlingen, vor anderen Migranten, den besoffenen Deutschen.

Die Araber aus dem Maghreb schauen auf die Dunkelhäutigen herab, ein Rassismus, der Afrika durchzieht und sich in der Nordstadt spiegelt. „Die Nigger sehen keine Frauen auf der Straße, sondern nur Aufenthaltspapiere“, schimpft der Anführer der algerischen Dealer im Keuning-Park, ein Hüne im Jogginganzug. „Muss nur eine dick werden, paff, können die bleiben.“

Und mittendrin die jungen Linken vom Kulturverein „Nordpol“, die in Amadou und den anderen Flüchtlingen nur Ausgebeutete sehen – Studenten und Sozialarbeiter Anfang 20, mit schwarzen Schals und schwarzen Hosen, deren Taschen Platz für Drehtabak und Aufkleber lassen. Sie betreiben im Nordpol ein „Refugee Welcome Café“, veranstalten manchmal Sprachkurse und diskutieren über das „systemische Problem Polizei“. Manche halten sie für radikal – die Afrikaner sind ihnen dankbar. Für sie sind es die einzigen Menschen, die ihnen helfen.

Als Emmanuel Peterson zu seiner Mutter und seinen beiden Schwestern, die schon vor ihm hier wohnten, aus Ghana nach Deutschland kam, war er zehn. Seine Mutter wurde als Asylbewerberin anerkannt, er träumte davon, Profifußballer zu werden, schaffte es tatsächlich bis in die dritte Liga, aber dort war dann Schluss. Später hat er den „Verein junger Deutschafrikaner“ gegründet, der bei Behördengängen hilft, Konflikte löst, beitragen will zur Integration. Peterson, 29, ist ein Athlet mit breiten Schultern und einem ansteckenden Lachen. Jeder Dönerverkäufer in der Nordstadt freut sich, wenn er ihn sieht, und grüßt ihn mit Handschlag. Peterson hat einen nüchternen Blick auf die jungen Afrikaner. „Sie wissen, dass sie in Deutschland nur bleiben können, wenn sie lügen“, sagt er, während er durchs Viertel schlendert. „Deswegen schmeißen sie ihren Pass weg, machen sich jünger oder ändern ihren Namen.“

Der Aufenthaltsstatus vieler Westafrikaner heißt „geduldet“. Ihr Asylantrag wurde abgelehnt, aber sie werden nicht abgeschoben, weil noch Pässe fehlen, es in ihrem Heimatland zu gefährlich oder ihre Identität nicht geklärt ist. Eine Duldung ist das Niemandsland der Einwanderung. Eine Arbeitserlaubnis zu bekommen ist sehr schwierig. 2014 wurde die Wartezeit jedoch auf drei Monate und die Vorrangprüfung auf 15 Monate verkürzt. Theoretisch dürfen sie also arbeiten. Allerdings nur, wenn sie ihre Mitwirkungspflichten zur Ausreise (z. B. die Vorlage von Dokumenten) nicht verletzt haben – und die Ausländerbehörde grünes Licht gibt. Aber warum sollte sie das? Sie will ja abschieben und wartet nur darauf, dass die Identität geklärt wird und Pässe vorliegen.

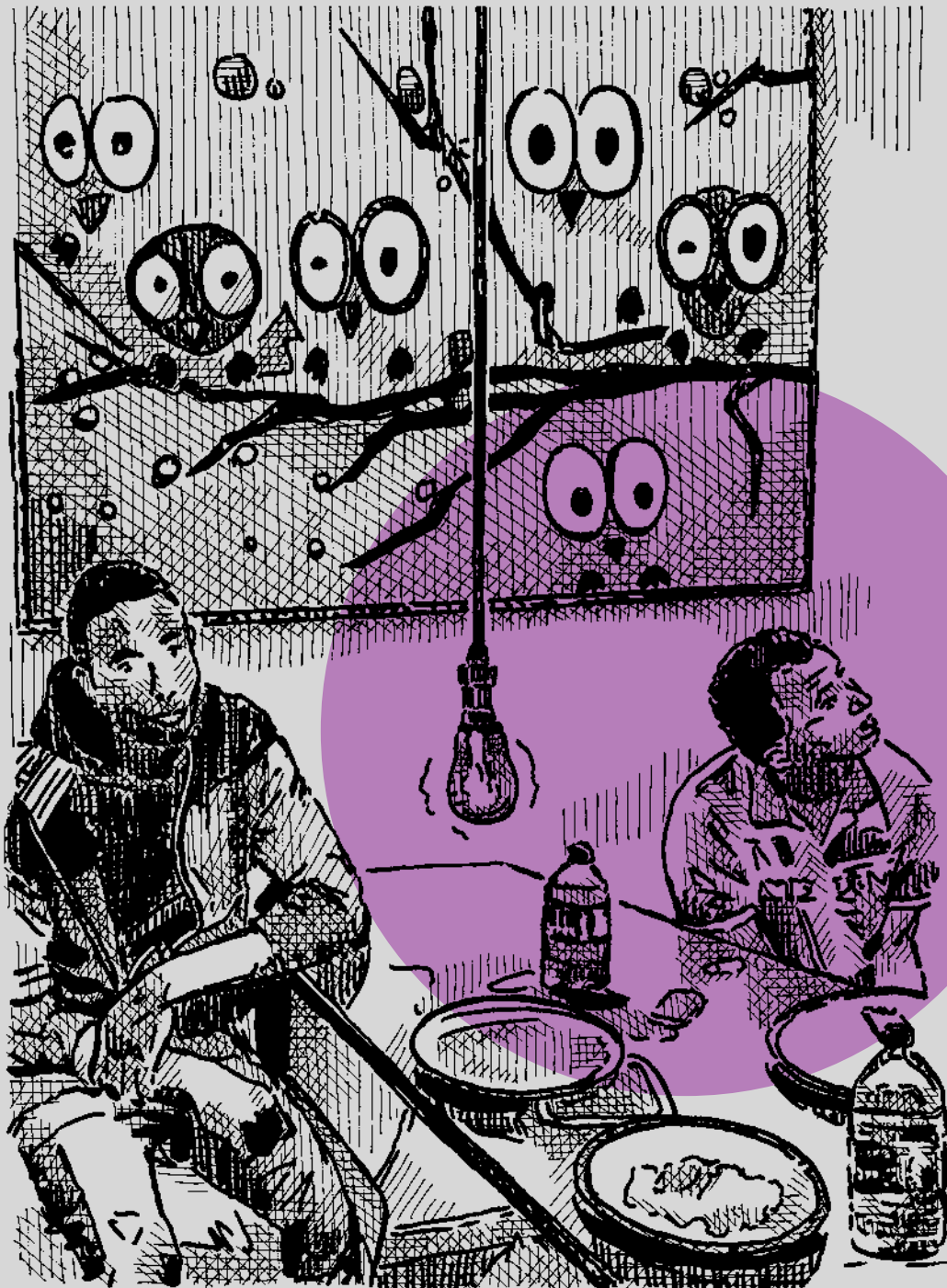
Emmanuel Peterson sagt: „Es ist der Mangel an Alternativen, der die Jungs auf die Straße treibt.“ Sie kämen nach Europa, um zu arbeiten, wollten ranklotzen, etwas aufbauen. Aber dann dürften sie nicht. Es gebe nur zwei Möglichkeiten: Entwe-

DULDUNG

Eine Duldung ist laut § 60a des Aufenthaltsgesetzes die „vorübergehende Aussetzung der Abschiebung“ für bis zu sechs Monate. In der Regel liegt das daran, dass Flüchtlinge keine Reisedokumente haben, ihr Heimatland sie nicht aufnehmen will oder zu unsicher für eine Rückkehr ist. Dieser Zustand kann über Jahre andauern, in denen die Duldung theoretisch jederzeit widerrufen werden kann, wenn die Gründe für die Aussetzung der Abschiebung entfallen. Erhalten Menschen über einen längeren Zeitraum eine Duldung nach der anderen, spricht man auch von „Kettenduldungen“. Geduldete haben einen eingeschränkten Zugang zu Arbeit, Bildung und Sozialleistungen. Kritiker sprechen von einem unsicheren und perspektivlosen Leben, verbunden mit der ständigen Angst vor der Abschiebung. Geduldete würden gesetzlich von der Integration ausgeschlossen. Eine Neuregelung sieht vor, dass „gut integrierte“ Menschen, die mit einer Duldung in Deutschland leben, eine Aufenthaltserlaubnis beantragen können: etwa Jugendliche und junge Erwachsene nach vier Jahren Schulbesuch (oder bei einem anerkannten Schul- oder Berufsabschluss, wenn der Antrag vor dem 21. Geburtstag gestellt wird), Erwachsene nach acht (mit minderjährigen Kindern: sechs) Jahren.

Die meisten der 16,4 Millionen Personen in Deutschland mit Migrationshintergrund haben familiäre Wurzeln in der Türkei (17,4 Prozent), gefolgt von Polen (9,9 Prozent), Russland (7,3 Prozent), Kasachstan (5,6 Prozent) und Italien (4,7 Prozent).

(Quelle: Statistisches Bundesamt /2014)



Die Wohnung, in der Amadou lebt, hat ihm ein anderer Afrikaner untervermietet. Mit seinen Freunden trinkt er hier Ingwerbier und schaut sich auf dem Handy Videos aus seiner Heimat Guinea an - z. B. welche, in denen man Soldaten sieht, die auf Demonstranten einprügeln



INTEGRATION

Das Ziel von Integration ist, Personen in eine Gesellschaft einzubeziehen, von der sie sich unterscheiden – weil sie eine andere Sprache sprechen, aus einem anderen Kulturkreis kommen oder im Rollstuhl sitzen. Damit so eine Integration dauerhaft funktioniert, müssen alle Beteiligten mitmachen: Die Aufnahmegesellschaft sollte zum Beispiel gegen Diskriminierung kämpfen, ihren Arbeitsmarkt öffnen und allen die gleichen Rechte zusichern. Beide Seiten sollten der jeweils anderen gegenüber offen und tolerant sein. Gilt ein Migrant als erfolgreich integriert, sobald er Deutsch spricht? Sobald er arbeiten geht oder erst, wenn er Tennissocken in Sandalen trägt? Einen verbindlichen Kriterienkatalog, anhand dessen man Integration bewerten oder messen könnte, gibt es genauso wenig wie eine Definition, was eindeutig deutsch ist. Die alten Römer sahen Integration übrigens sehr positiv: Das lateinische „integrare“ bedeutet so viel wie etwas erneuern, ergänzen oder vervollständigen.

der man gebe den jungen Afrikanern eine Chance. Oder man gebe ihnen ein Rückflugticket. Aber dieses Dazwischen? Peterson schüttelt den Kopf.

Vor Frank Binder haben die jungen Guineer Angst. Er ist Flüchtlingsreferent der Ausländerbehörde Dortmund und hat früher dafür gesorgt, dass etliche von ihnen abgeschoben wurden. Er reiste schon nach Guinea, um Pässe zu besorgen.

Binder sitzt in offener Jacke am Schreibtisch in seinem gänzlich leeren Büro, schwarzes, volles Haar, zum Vokuhila geschnitten, aber so seriös und sachlich, dass er im Grundbuchamt sitzen könnte. Bis vor drei Jahren sollten alle geduldeten Westafrikaner abgeschoben werden, sobald sie auf dem Papier volljährig waren, woraufhin etliche offenbar abtauchten. Dann änderte Dortmund seine Strategie, und nun erklärt Binder, alle der rund 400 in Dortmund hätten eine „gute Bleibeperspektive“. In den vergangenen drei Jahren habe man keine Guineer aus Dortmund abgeschoben. „Jeder guineische Flüchtling, der sich an die Spielregeln hält und mit offenen Karten spielt, kann bleiben.“ Heißt: wenn er nicht straffällig wird und seinen echten Pass abgibt. Der Pass sei das Wichtigste. Nur dann könne er, Binder, helfen, ihnen eine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis zu erteilen. Binder stellt klar: „Wenn man zu oft beim Dealen erwischt wird, dann hat man jedes Aufenthaltsrecht verwirkt.“

„Die Nordstadt ist ein vielseitiges und schönes, aber auch ein Multi-Problem-Viertel“, sagt der Sprecher der Dortmunder Polizei diplomatisch. Die Guineer seien ein Mosaiksteinchen unter vielen. Es gebe dort Straßenkriminalität, eine Alkoholiker- und eine Drogenszene. 300-mal wurden Algerier und Marokkaner wegen Raub und Diebstahl angezeigt, die Guineer fielen eben durch das Dealen auf. Er widerspricht der Behauptung, dass die Polizei die Lage nicht im Griff hat. Die Kriminalität in

der Nordstadt, das Dealen der Afrikaner an den Ecken sei Ausdruck eines „gesellschaftlichen Problems“ und durch Polizeiarbeit allein nicht zu lösen.

Auch Oury kam mit falschem Pass über Frankreich nach Deutschland, auch er behauptete, minderjährig zu sein, man kann ihn aber auch auf knapp 30 schätzen. Sein Asylverfahren läuft noch, zur Sicherheit hat er seinen Pass weggeworfen, damit er nicht so leicht abgeschoben werden kann, sollte es abgelehnt werden. Seit zwei Jahren dealt er in der Nordstadt, dreimal hat ihn die Polizei in dieser Zeit mit Gras erwischt. Einmal bekam er 90 Sozialstunden in einem Jugendheim aufgebürmt. „Das war toll“, strahlt Oury, wenn er davon erzählt, „ich wollte da mit den Leuten gerne bleiben.“ Er bekam einen Ausbildungsvertrag angeboten und stellte bei der Ausländerbehörde im Kreis Gütersloh einen Antrag, die Stelle antreten zu dürfen. Die Beamten hätten abgelehnt, erzählt Oury.

Zurück nach Afrika? Geht auch nicht. Jeder daheim wüsste, welcher Sohn von welcher Familie in Deutschland ist. Die Menschen in den Dörfern erwarteten Großzügigkeiten, die Familien Geld. Dass es ihnen schlecht geht, glaube in Guinea keiner. „Keine Arbeit. Keine Zukunft. Nicht zurück“, sagt Oury, auf seinem ungemachten Bett kauend. Und eine Freundin habe er auch nicht. „Warum soll ich eine Freundin haben mit meinem Scheißleben?“

Aladin El-Mafaalani ist Professor an der FH Münster und forscht zu minderjährigen Flüchtlingen. „Die Afrikaner haben gelernt, dass die deutsche Bürokratie langsamer ist als sie“, sagt er. „Sie unterwandern das System und tauschen ihren Pass und ihre Identität gegen einen Aufenthalt ein. Gleichzeitig verbauen sie sich dadurch alle Chancen auf ein legales Leben.“

Im Grunde genommen lässt Deutschland nur zwei Gruppen herein: Hochqualifizierte und Verfolgte. In der mit einem Abschluss in Informatik oder Syrer, die vor Fassbomben fliehen. Doch dazwischen gibt es unzählige andere, die auch kommen wollen. Die nach einem Schlupfloch suchen. Der neuen Migration und dem Erfindungsreichtum der Wandernden ist dieses System nicht gewachsen. Es fehlen Perspektiven, legal einwandern zu können, und zugleich ein Plan, der dafür sorgt, dass sich im Land kein illegales Subproletariat bildet.

El-Mafaalani erzählt von den Libanesen, die in den 1980er-Jahren in die USA geflohen sind, dort für sich sorgen mussten – und heute bestens integriert sind. Während ihre nach Deutschland geflüchteten Landsleute jahrelang geduldet wurden, ohne Recht auf Arbeit, nicht einmal ihre Kinder durften zur Schule gehen. „Ich wundere mich“, sagt El-Mafaalani, „dass die Kriminalität unter den Libanesen in Deutschland nicht noch höher ist.“

Nach dem Essen serviert Amadou eine afrikanische Brause, Ingwerbier und frischen Minztee. Dann zeigen er und seine drei Freunde Videos auf ihren Handys von prügelnden Soldaten in Guinea. Sie erzählen von der Willkür und den Unruhen, die zugenommen haben, seit im Oktober Staatspräsident Alpha Condé die Wahl gewann. Amadou zieht ein afrikanisches Gewand über sein Guinea-Fußballtrikot, dann knien sich alle vier auf den Wohnzimmerteppich und beten. ←

Unser Autor ist Mitarbeiter des Non-Profit-Recherchezentrums Correctiv.org, das sich investigativen Reportagen widmet und über Spenden und Mitgliedsbeiträge finanziert. *Name geändert

Fucking Germans

50 Millionen US-Amerikaner haben deutsche Vorfahren. Doch als die ersten Deutschen ins Land kamen, wurden sie mitunter argwöhnisch als Integrationsverweigerer beäugt

Von Bernd Kramer

→ Der Mann klingt, als könnte er bei Pegida mitmarschieren. Diese vielen Fremden, klagt er, sie weigern sich, unsere Sprache zu lernen. Sie kommen aus autoritären Gesellschaften, sind ungebildet, schotten sich ab, und ihre Kinder beleidigen die Lehrer. „Sie sind nicht an die Freiheit gewöhnt“, schimpft er, „sie wissen nicht, wie man maßvoll Gebrauch von ihr macht.“ In manchen Gegenden finde man schon Straßenschilder in ihrer Sprache, bald übernehmen sie das ganze Land. Und man schaue sich einmal die Frauen an: fett und stämmig.

Es ist Benjamin Franklin, der so polemisiert. Der Erfinder des Blitzableiters, für manche ein Inbegriff der Aufklärung und einer der Gründungsväter der USA. Er war am Entwurf der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten beteiligt. Aber Franklin, urteilt der Historiker Simon Schama, sei eben auch der „Gründungsvater der amerikanischen Paranoia“.

Die Fremden, die eine der ersten großen Einwanderungsdebatten der amerikanischen Geschichte auslösten, das waren: Pennsilfaani Deutsche. Deutsche, die nach Pennsylvania kamen. „Pfälzer Töpel“, wie Franklin sie bezeichnete. Hartnäckige Integrationsverweigerer.

Dabei waren die Pfälzer Töpel anfangs sehr willkommen in der Neuen Welt. Ende des 17. Jahrhunderts wurde um Siedler für eine Kolonie im Nordosten regelrecht geworben. Auch in Deutschland ging man auf Überzeugungstour, es gab sogar einen übersetzten Werbeprospekt, der die Vorzüge Pennsylvanias pries. Und nicht nur die Pfälzer folgten dem Ruf: 13 Krefelder Familien, von der Aussicht auf Religionsfreiheit und einem Entkommen aus der Armut gelockt, gründeten 1683 ihr eigenes Städtchen, Deitschescheddel, Germantown. Um 1750 erreichte die Einwanderung aus Deutschland einen ersten Höhepunkt, fast jeder dritte Bewohner Pennsylvanias soll zu jener Zeit Deutscher gewesen sein.

Der gelernte Drucker Benjamin Franklin witterte zunächst ein gutes Geschäft. 1732 brachte er eine Zeitung für die Einwanderer heraus. Doch nur 50 Leser wollten ein Abonnement. Umso ärgerlicher, dass ein deutscher Mitbewerber wenig später mehr Erfolg hatte: Der junge idealistische Christopher Sauer soll mit seinem Blatt eine Auflage zwischen 8.000 und 10.000 ver-

kauften Exemplaren erreicht haben – und stieg schnell zum Wortführer der Pennsylvania-Deutschen auf. Sie dürften ihre Herkunft nicht vergessen, mahnte Sauer.

Franklin grollte. Die Deutschen waren für ihn bald nicht nur ein undankbares Publikum. Der aufstrebende Politiker sah in ihnen zunehmend auch ein Sicherheitsrisiko. Denn auf dem neuen Kontinent lieferten sich Briten und Franzosen Kämpfe um die Vorherrschaft. Die Franzosen fielen im Verbund mit Indianern immer wieder in Pennsylvania ein und überfielen dort Siedler. Die Deutschen, dumm und verführbar, fürchtete Franklin, würden sich leicht von den Franzosen auf deren Seite ziehen lassen. Zudem seien die Schönheitsideale unvereinbar. „Die deutschen Frauen sind für ein englisches Auge im Allgemeinen so widerwärtig, dass es großer Anstrengungen bedürfte, einen Engländer dazu zu veranlassen, sie zu heiraten“, schrieb Franklin. Um die Deutschen in ihre Schranken zu weisen, erwogen Politiker drastische Maßnahmen. Importverbote für deutsche Bücher etwa. Oder Ehearrangements zwischen deutschen und englischen Siedlern – eine Art Zwangsheirat also. Doch Franklin ging das zu weit. Aussichtsreicher erschien ihm die Idee, kostenlose Schulen zu gründen. Wenn es etwas umsonst gäbe, ließen sich die Töpel nicht lange bitten, glaubte er. Ein wohltätiger Verein nahm sich alsbald der „Bildung der armen Deutschen“ an – mit Franklin als Treuhänder.

Doch die Siedler verweigerten sich. Manche wollten nicht von Almosen leben, beschrieb Christopher Sauer die Stimmung 1755 in einem Brief. Andere fürchteten, dass ihre Kinder zu Engländern würden, wenn sie erst deren Sprache lernten. Erst als klar wurde, dass Franklins Befürchtungen überzogen waren, und die Deutschen im Krieg gegen die Franzosen an der Seite der Amerikaner kämpften, löste sich die Stimmung. Inzwischen sind die Nachkommen der deutschen Siedler bestens integriert. Einer der Ihren bemüht sich derzeit um die Präsidentschaftskandidatur: Donald Trump, dessen Großvater 1885 die Pfalz verließ, wettet heftig gegen Einwanderer. Wie damals Franklin. ←



Juchuchuu: Noch immer findet jährlich in New York eine Parade mit deutscher Folklore statt

Mir

→ Das „Weltcafé“ ist voll: Menschen aller Hautfarben und Altersstufen essen Kuchen und trinken Biolimonade. Die Decke ist gespickt mit bunten Quadraten, auch die Stühle sind orange, grün, blau oder rosa. Man soll gleich sehen: Schwarz-weiß-Denken gibt es hier nicht.

Gleich nebenan ist das sogenannte Welcome Center. An der Servicetheke steht ein junges Paar aus Portugal und fragt, wie es an Jobs kommen kann. „Wir geben eine erste Orientierung für Neubürger“, sagt die Leiterin Suzana Hofmann. „Es gibt keine Frage, die hier nicht gestellt werden darf.“ Stolz stellt sie ihre Crew vor und führt durch den hellen Raum im Erdgeschoss eines alten Waisenhauses, das Weltcafé und Welcome Center beheimatet. „Nur eine Antwort haben wir uns selbst verboten“, sagt Hofmann. „Und zwar: Wir sind nicht zuständig.“

Das Welcome Center am Charlottenplatz ist die Pforte zu einer Stadt, die für ihre Integrationspolitik berühmt ist: Zurzeit leben in Stuttgart 602.300 Menschen, davon haben über 42 Prozent einen Migrationshintergrund. Unter Kindern und Jugendlichen sind es sogar 60 Prozent. Einen höheren Anteil gibt es unter den Städten vergleichbarer Größe nur in Frankfurt am Main.

Im Jahr 2001 erklärte der damalige Oberbürgermeister Wolfgang Schuster Integration zur Chefsache. Er schuf dafür eine eigene Stabsstelle in der Stadtverwaltung, mit großer Gestaltungsfreiheit und kurzen Dienstwegen. Diese „Abteilung Integration“ widmet sich in etlichen Projekten der Chancengleichheit, dem Abbau von Diskriminierung und dem friedlichen Zusammenleben. Kulturelle Vielfalt soll als Vorteil und nicht als Problem verstanden werden.

„Wie wir die Leute bei ihrer Ankunft behandeln, bestimmt auch darüber, wie sie und ihre Kinder sich später in der Gesellschaft verhalten“, sagt Suzana Hofmann. Sie selbst stammt aus Mazedonien und ist ihrem deutschen Ehemann nach Stuttgart gefolgt. Die deutsche Bürokratie sei ein Dschungel, in den sich viele gar nicht erst hineinwagten. „Früher sind zu viele durchs Raster gefallen und bestenfalls Taxifahrer geworden“, sagt Hofmann. Gleichzeitig werde die Liste der Berufe mit freien Stellen immer länger. „Es liegt in unserem Interesse, dass noch viel mehr Leute zu uns nach Stuttgart kommen.“

Die Stadt vereint vieles, was als typisch deutsch gilt. Hier herrschen Wohlstand, Sauberkeit und Ordnung. Die Konzerne Daimler, Porsche und Bosch exportieren Autos und Maschinen made in Germany; schwäbische Vermieter legen größten Wert auf die Einhaltung der Kehrwoche – das sind eherne Regeln, wer wann was zu fegen und zu schrubben hat. Klingt nicht gerade nach einer Umgebung, in die sich Menschen aus anderen Kulturen leicht einfügen – doch es scheint zu klappen.

„Natürlich haben wir es mit der Integration in Stuttgart leichter als anderswo“, sagt Martha Aykut von der Abteilung Integration. „Wir leben in einer



Sauber, pünktlich, fleißig: Die Schwaben gelten als Musterdeutsche. Vorbildlich ist Stuttgart, wo besonders viele Bürger mit Migrationshintergrund leben, auch in Sachen Integration. Warum klappt hier, was anderswo schwerfällt? Ein Besuch

Von Martin Theis

wirtschaftlich blühenden Region.“ Und auch wenn die Schwaben anfangs vielleicht skeptisch gegenüber Fremdem seien: Mit harter Arbeit könne man sie immer überzeugen.

Die Erfolgsgeschichte des Stuttgarter Integrationsmodells begann schon mit dem Oberbürgermeister Manfred Rommel, der die Stadt von 1974 bis 1996 regierte. Der CDU-Mann konnte wunderbar stur sein, vor allem wenn es darum ging, die Kulturen zu vereinen. Als viele noch dachten, dass die Gastarbeiter bald wieder heimkehren würden, wurde im Stuttgarter Sozialamt eine Stelle für einen Ausländerbeauftragten geschaffen. 1983 wurde auf Initiative des Oberbürgermeisters ein Ausländerausschuss gewählt – bundesweit einer der ersten zur Beteiligung ausländischer Einwohner im Gemeinderat. „Wir sind alle Stuttgarter“ lautete Rommels Devise. Als in den Achtzigern ein Afrikaner zwei Polizisten tötete, stellte er sich vor die wütenden Bürger und sagte: „Es hätte auch ein Schwabe sein können.“

Statt Gettos sollte in Stuttgart ein Miteinander entstehen. Man achtete darauf, dass die Stadtteile ethnisch durchmischt waren. Wenn Vereine einer bestimmten Volksgruppe bei der Stadt um finanzielle Unterstützung baten, mussten sie ihre Veranstaltungen für alle Bürger

schaffet



Multikulti & Maultäschle: Schon in den 1980er-Jahren setzte der damalige Bürgermeister Manfred Rommel voll auf Integration. Für die Gastarbeiter gab es viele Jobs, etwa in der Autoindustrie

öffnen. In den Neunzigern setzte sich Rommel außerdem stark für die Einführung der doppelten Staatsbürgerschaft ein – zum Ärger vieler Parteigenossen.

Bis heute wurde die Integrationsarbeit stetig weiterentwickelt: Unter dem Dach des „Forums der Kulturen Stuttgart“ haben sich seit 1998 mehr als 100 Migrantenvereine zusammengefunden, die einmal im Jahr ein großes Sommerfestival ausrichten. Und dank des Programms „Deine Stadt – deine Zukunft“ haben mittlerweile immerhin 40 Prozent der Auszubildenden bei der Stadt Stuttgart einen Migrationshintergrund. Weil Sprachkurse die Basis für ein Leben in der deutschen Gesellschaft bilden, kann in Stuttgart mittlerweile jeder Neuankömmling einen besuchen – selbst Asyl-



suchende, deren Anerkennung aussichtslos ist, schließlich kann eine Ablehnung Jahre auf sich warten lassen. Und im Projekt „Mama lernt Deutsch“ werden speziell Frauen ermutigt, sich am Schulleben ihrer Kinder zu beteiligen. Solche Kurse gibt Sevdije Demaj seit mittlerweile 14 Jahren an der Martin-Luther-Schule im Stadtteil Bad Cannstatt. Sie kennt die Situation der Frauen gut, weil sie selbst als Flüchtling aus dem Kosovo kam und kein Wort Deutsch sprach. „Die Frauen müssen sich selbst etwas wert sein. Wenn sie selbstlos sind, nützen sie auch der Gesellschaft nichts“, sagt Demaj.

Es ist neun Uhr morgens. Allmählich trudeln die Frauen ein, die meisten stammen aus Osteuropa, andere aus dem Irak, Afghanistan, Eritrea oder Griechenland. Manche haben außer ihren Schulkindern noch Kleinkinder, die im Klassenzimmer nebenan betreut werden. Thema heute: Wie kann ich mein Kind beim Lernen unterstützen? Ein Kurs dauert 300 Stunden. Demaj hat mittlerweile Tausende Frauen beim Deutschlernen begleitet: „Wenn sie einmal hier sind, ziehen sie den Kurs auch durch“, sagt sie. „Es sei denn, sie finden in der Zwischenzeit einen Job. Und das ist dann auch ein Erfolg für uns.“

Natürlich ist auch in Stuttgart nicht alles perfekt. So warten Flüchtlinge oft monatelang, um einen Termin bei der überlasteten Ausländerbehörde zu bekommen. Auch Wohnungen und Plätze in Sammelunterkünften sind chronisch knapp. Dafür ist der Rückhalt in der Bevölkerung groß: Die Abteilung für Inte-



gration koordiniert rund 3.000 ehrenamtliche Flüchtlingshelfer. Rentner helfen Hauptschülern beim Übergang in den Beruf, und bei „Ağabey-Abla“ („großer Bruder – große Schwester“) lernen türkischstämmige Gymnasiasten und Studenten mit jüngeren türkischstämmigen Schülern.

Integration funktioniert in Stuttgart auch, weil in jedem Stadtteil Orte der Begegnung entstanden sind: Jugendzentren, Generationen- und Familienhäuser haben sich zu interkulturellen Treffpunkten entwickelt. Das Generationenhaus Heslach ist einer davon. In den oberen Stockwerken gibt es eine Kinderbetreuung sowie eine Pflegestation für junge Patienten mit Multipler Sklerose oder anderen schweren neurologischen Erkrankungen. Darunter treffen sich Kulturvereine der Albaner, der Ägypter oder der Bangladescher. Im Erdgeschoss steht das „Café Nachbarschaft“ allen offen.

des

Ein paar Senioren sitzen dort neben einer jungen MS-Patientin mit Rollstuhl. Feixende Jugendliche mit schwarzen Haaren und Baseballjacken stürmen herein, während an der Theke eine Frau aushilft, die aus dem Iran geflüchtet ist. Kaffee und Tee gibt es gegen eine Spende.

Jeden Abend um 17 Uhr findet hier das sogenannte Flüchtlingscafé statt. An einem Tisch warten schon Mohammed und Rashid, zwei junge Männer aus Syrien, die Deutsch üben wollen. Die letzten Monate haben sie in Ostdeutschland verbracht. Mit weiten Augen zählt Mohammed all die Orte auf, an denen sie gelandet waren: „Prenzlau, Eisenhüttenstadt, Frankfurt (Oder)...“ Überall dort sei es unmöglich gewesen, Kontakt zu den Einheimischen aufzunehmen. „Die Menschen haben uns nicht mal angeschaut“, sagt er. Stuttgart sei für beide wie eine andere Welt. Rashid nickt lächelnd und streckt beide Daumen in die Luft. Dann setzt sich ein blonder Teenager zu ihnen an den Tisch und diktiert den beiden neuen Stuttgartern ein paar deutsche Sätze in ihre Notizblöcke. ←

Wo kommst du eigentlich her?

**Na, aus Hannover.
Junge Deutsche aus
Einwanderer-
familien kämpfen
dafür, nicht mehr als
Migranten
wahrgenommen zu
werden**

Von **Juliane Frisse**
Foto: **Ludwig Schöpfer**

→ Nariman Reinke hat einen deutschen Pass. Als Hannoveranerin spricht sie „Tagesschau“-taugliches Hochdeutsch. Vor allem aber hat sie einen Eid geschworen, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen. Ein Schwur, der sie schon zweimal nach Afghanistan gebracht hat, sie ein Testament aufsetzen und die eigene Beerdigung vorbereiten lassen hat. Reinke würde ihr Leben für Deutschland geben.

Nariman Reinke ist Hauptfeldwebel bei der Bundeswehr. Pünktlich, diszipliniert, gründlich, so sieht sie sich selbst. Doch wer sie nicht kennt, sieht oft zuerst ihre schwarzen Haare, die dunklen Augen und gibt sich mit der Antwort, dass die Soldatin aus Hannover kommt, nicht zufrieden.

Die Eltern von Reinke sind vor mehr als 50 Jahren aus Marokko eingewandert. Ihre Tochter engagiert sich als stellvertretende Vorsitzende beim Verein „Deutscher.Soldat.“, einer Initiative von Bundeswehrsoldaten aus Einwandererfamilien. Der Verein will Menschen auch außerhalb des Militärs zum Nachdenken

darüber bringen, was Deutschsein bedeutet. „Ich möchte nicht, dass meine Kinder noch anders angeguckt und behandelt werden, so wie das mir teilweise passiert ist“, sagt Reinke. Innerhalb der Bundeswehr habe sie solche Erlebnisse allerdings kaum gehabt. „Wenn du drei Tage zusammen durchs Unterholz kriegst, müde bist und frierst, da spielt die Herkunft keine Rolle mehr. Da musst du einfach zusammenhalten.“

Der Verein „Deutscher.Soldat.“ ist eine von vielen Organisationen, die sich in den vergangenen Jahren neu gegründet haben, die gegen Rassismus kämpfen und deren Mitglieder sich nicht mehr als Migranten bezeichnen lassen wollen. Weil sie in Deutschland geboren wurden, deutsche Staatsbürger sind, sich hier zugehörig fühlen. Diesen Anspruch tragen die Initiativen häufig auch im Namen: Sie heißen „Typisch Deutsch“, „DeutschPlus“, „Buntesrepublik“. Anfang 2015 haben sie sich unter dem Label „Neue Deutsche Organisationen“ zusammengeschlossen.

Nicht alle Organisationen betonen das Deutschsein gleichermaßen. Wer sich gegen Rassismus engagiert, steht oft auch dem Konzept der Nationalität skeptisch gegenüber. Ferda Ataman von den „Neuen deutschen Medienmachern“ versteht die Kritik, auch wenn sie selbst Fan

des Begriffs „neue Deutsche“ ist: „Für mich ist das ein republikanischer Begriff. Wir sind in Deutschland, und Menschen, die in Deutschland leben und sich zugehörig fühlen, sind für mich erst mal Deutsche.“

Die „Neuen deutschen Medienmacher“ sind vor allem Journalisten mit Migrationshintergrund, auch Ataman, deren Eltern aus der Türkei kommen, hat in der Branche gearbeitet. Die Organisation hat ein Programm für junge Journalisten aus Einwandererfamilien gestartet, um mehr „neue Deutsche“ in die vornehmlich weiß besetzten Redaktionen zu bringen. „Ich will nie wieder eine Talkshow sehen, in der über Integration gesprochen wird, und in der Runde sitzt kein einziger neuer Deutscher.“ Als Ataman vor zehn Jahren angefangen hat, als Journalistin zu arbeiten, kannte sie nur eine andere Kollegin mit türkischem Namen. Seitdem habe sich in den Redaktionen zwar vieles verbessert, „besonders vor den Kameras sieht man mehr Journalisten aus Einwandererfamilien“, sagt Ataman. Aber gerade praktizierende Muslime hätten es schwer in der Branche. „Wenn jemand eingestellt wird, dann sind das Leute wie ich, die einen sehr hohen Anpassungsgrad haben, Hipsterbrille tragen und mittrinken, wenn angestoßen wird.“

„Wer anders aussieht, darf nur als Gastarbeiter auf die Bühne“, sagt der indischstämmige Schauspieler Murali Perumal. „Von Dramaturgen und Intendanten heißt es immer: Sie sind so ein spezieller Typ. Es gibt keine Rollen für Sie außer Othello.“ Auch Perumal engagiert sich bei einer „Neuen deutschen Organisation“, dem „Gothe Protokoll“, einem Netzwerk von Kulturschaffenden. Er setzt sich für mehr Vielfalt im Theater und im Film ein. Er hat beobachtet, dass es nicht alle Schauspieler aus Einwandererfamilien gleich schwer haben: „Der Türke ist langsam angekommen, aber der Schwarze ist noch ein Alien. Und der Asiate macht nur Karatefilme.“ ←



Ich bin dabei

Menschen mit Behinderung haben es in Deutschland schwer, in der Mitte der Gesellschaft anzukommen – weil sie gern in eine Fürsorgewelt abgeschoben werden. Henri aus Baden-Württemberg hat erfolgreich dagegen gekämpft

Von Lukas Wohnner

→ „Vieles, was ich heute über Flüchtlinge in der Zeitung lese, erinnert mich an Henris Geschichte“, sagt Kirsten Ehrhardt. Sie spüre jetzt wieder die Angst der Menschen, durch die Integration der anderen zu kurz zu kommen. Sie merke, dass die neuen Mitbürger eher als Belastung gesehen werden und nicht als Bereicherung. Bei ihrem Sohn sei es um ganz ähnliche Fragen gegangen.

Henri Ehrhardt war im Jahr 2014 in den Medien Thema, weil er nicht mit seinen Freunden aufs Gymnasium durfte. Bis dahin hatte er trotz seines Downsyndroms eine reguläre Grundschule besucht. Unterstützt von einem Sonderpädagogen wurden dort behinderte und nicht behinderte Kinder gemeinsam unterrichtet – ein Modellversuch zur Inklusion. Und einen solchen wünschten sich Henris Eltern auch an der weiterführenden Schule. Ihr Sohn sollte „mittendrin“ bleiben, nicht aus seinem Umfeld gerissen werden. Und weil seine Freunde von der Grundschule auf das örtliche Gymnasium wechselten, wollte er das eben auch.

Doch die Lehrerkonferenz des Gymnasiums lehnte ab, auch Eltern anderer Kinder stellten sich quer. Man könne Henri nicht aufnehmen, weil man ihn nicht entsprechend fördern könne und er auch keine Aussicht habe, das Abitur zu schaffen. Er würde das Niveau senken, hieß es, und solle besser auf eine Sonderschule gehen. Auch an der örtlichen Realschule wurde Henri nicht aufgenommen.

Für Kirsten Ehrhardt war das damals ein Grund, in die Öffentlichkeit zu gehen. „Im Kern ging es dabei aber nicht um Menschen mit Behinderung, sondern um unseren Umgang mit Vielfalt“, sagt sie heute. „Wollen wir Inklusion oder Separation?“

Eine Umfrage der „Aktion Mensch“ aus dem Jahr 2012 hat ergeben, dass jeder Zweite in Deutschland Behinderte im Alltag nicht wahrnimmt, jeder Dritte nie Kontakt mit Behinderten hat. Laut Statistischem Bundesamt leben in Deutschland aber mehr als zehn Millionen Menschen mit einer amtlich anerkannten Behinderung. Mit anderen Worten: Es scheint da ganz selbstverständlich etwas zu geben, was im Fall von Migranten gern als warnendes Schlagwort verwendet wird – eine Parallelgesellschaft.

„Wir haben ein stark ausgebautes System von Sondereinrichtungen für Menschen mit Behinderung – wie in sonst keinem europäischen Land“, sagt Britta Leisering vom Deutschen Institut für Menschenrechte. Sie beobachtet die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention, die am 3. Mai 2008 in Kraft getreten ist. „Die soziale Ausgrenzung, die Menschen mit Behinderungen hier in Teilen noch erfahren, ist menschenrechtlich ein Problem.“

Im Frühjahr 2015 hat ein UN-Ausschuss einen Bericht zum Stand der Inklusion in Deutschland veröffentlicht. Der Ausschuss zeigt sich auf nahezu jeder Seite des Dokuments „besorgt“. Überspitzt formuliert: Behinderte wie Henri wohnen nicht mit uns, arbeiten nicht mit uns zusammen, sie fahren nicht mit uns Bus und Bahn, gehen nicht in dieselben Sportvereine und schon gar nicht in dieselben Schulen. „Wer wirklich Inklusion will, muss das Sondersystem zurückbauen“, findet Kirsten Ehrhardt. Für sie heißt das: Förderschulen zugunsten inklusiver Schulen schließen, Wohnheime und Behindertenwerkstätten ebenso.

Mittlerweile gilt in Baden-Württemberg ein neues Schulgesetz. Nun können die Eltern entscheiden, ob ihr Kind eine Sonder- oder eine Regelschule besucht. Ein ähnliches Gesetz gibt es in Nordrhein-Westfalen. Wichtig dabei ist, dass weder die Förder- noch die Regelschule zwingend vorgeschrieben sind. Denn es gibt auch Eltern, die genau die gegenteilige Sorge haben: Dass ihr behindertes Kind auf einer normalen Schule nicht genug gefördert wird.

Henri und seine Mutter haben sich für die Regelschule entschieden. Nachdem Henri die vierte Klasse wiederholt hat, besucht er nun seit einem halben Jahr die fünfte Klasse der Realschule, die ihn im vergangenen Jahr noch nicht aufnehmen wollte. In diesem Schuljahr hat es dort geklappt mit der Inklusionsklasse. Kein Glück, sondern Henris gutes Recht. ←



Als der Jazz die Flucht ergriff

Viele Afroamerikaner aus den Südstaaten fanden in Städten wie Chicago oder New York ein neues Zuhause, lebten aber in ihren Vierteln - wie hier in Harlem - auch wieder weitgehend getrennt von der weißen Bevölkerung

**Rassenhass und die
Perspektivlosigkeit trieben
Millionen Afroamerikaner
aus den Südstaaten in den Norden
und Westen der USA, wo sie
in den Fabriken Arbeit fanden und mit
ihrer Kultur die Städte bereicherten.
Doch die Rassentrennung lebte
dort in Form von Segregation weiter**

Von Fabian Scheuermann
Fotos: Leonard Freed



→ Von einem Tag auf den anderen machte Louis Armstrong Schluss. Vorbei waren die Nachmittage, an denen er Reisende auf dem trägen Mississippi mit Unterhaltungsmusik bespaßte. Vorbei auch die schlecht bezahlten Auftritte in den Kneipen und Bordellen seiner Heimatstadt. 1922 kehrte Armstrong New Orleans den Rücken und machte sich auf den Weg nach Norden. In Chicago und New York wurde der Jazztrompeter mit der tiefen Stimme dann zur Legende.

Armstrong war einer von etwa sechs Millionen Afroamerikanern, die zwischen 1910 und 1970 die Südstaaten der USA verließen, um in den Städten des Nordens und Westens ihr Glück zu versuchen. Sie hatten Ähnliches im Blick wie dieser Tage Flüchtlinge und Migranten in Europa: ordentlich bezahlte Arbeit, Sicherheit und die Chance auf ein Leben in Freiheit. Denn wirklich frei waren die Schwarzen im Süden auch nach der Abschaffung der Sklaverei 1865 nicht. Rassengesetze sorgten dafür, dass sie Bürger zweiter Klasse blieben: Sie durften nicht neben Weißen sitzen, keine guten Schulen besuchen und wurden am Wählen gehindert. Dazu kam die Gewalt: Zwischen 1877 und 1950 brachten Weiße in zwölf Südstaaten der USA fast 4.000 Afroamerikaner um.

Gleichzeitig sorgte der Erste Weltkrieg dafür, dass im Norden Arbeitskräfte für die Rüstungsindustrie gesucht wurden. Auch andere Industrien boomten. Und so kam es zu einer regelrechten Massenbewegung: Die sogenannte Great Migration war eine „Revolution ohne Führer“, wie die Journalistin Isabel Wilkerson in ihrem Bestseller „The Warmth of Other Suns“ schreibt. Es gab Wochen, in denen täglich Hunderte Migranten aus dem Süden Chicagos Bahnhöfe erreichten. Allein hier wuchs die Zahl der Afroamerikaner in den 30 Jahren nach 1910 von 40.000 auf knapp 280.000.

Die „Große Migration“ sollte die USA für immer verändern, denn die Menschen waren gekommen, um zu bleiben. Viele der meist schlecht ausgebildeten Arbeiter aus dem Süden standen ökonomisch aufgrund der florierenden Industrie nun auf eigenen Beinen und konnten ihren Kindern eine bessere Bildung ermöglichen. Ein neues Selbstbewusstsein entstand, was den Grundstein für die spätere Bürgerrechtsbewegung legte.

Die Afroamerikaner brachten auch den Jazz mit nach Norden, von wo aus er dann im Sturm die Metropolen der Welt eroberte. In den neuen „schwarzen“ Stadtvierteln wie der South Side Chicagos oder Harlem in New York blühte das Nachtleben. Weiße begannen, die Musik der Schwarzen zu hören und nicht selten selbst zu spielen. Die ersten „gemischten“ Bands entstanden, schwarze Musiker ernteten Anerkennung, und ihre Plattenverkäufe schossen in die Höhe.

Die „wunderbare Welt“, die Armstrong in seinem gleichnamigen Song beschrieb, wurde für manch Schwarzen Realität. Doch die Geschichte der „Gro-

ßen Migration“ ist auch eine Geschichte von geplatzten Träumen. So mussten schwarze Musiker selbst im liberalen New York oft den Hintereingang benutzen, wenn sie in einem von Weißen besuchten Club auftraten. Vor allem aber setzte sich die Rassentrennung des Südens in den Siedlungsstrukturen des Nordens fort. Schon bald gab es in Städten wie Chicago oder Baltimore Stadtviertel, die fast ausschließlich von Schwarzen bewohnt wurden. Die Weißen, die dort bislang gelebt hatten, fürchteten den Preisverfall ihrer Immobilien, Gewalt oder schlicht die Veränderung ihres Lebensumfelds und zogen in andere Teile der Stadt – ein Phänomen, das als „White Flight“, als „Flucht der Weißen“ bekannt wurde. Der Boom der Autoindustrie nach dem Zweiten Weltkrieg beschleunigte diese Entwicklung noch. Die, die es sich leisten konnten, bauten sich neue Häuser am Stadtrand und pendelten mit dem Auto zum Arbeitsplatz. Zurück blieben vor allem Schwarze, die wegen ihres geringen Einkommens nur wenig Steuern zahlten – was zu einem Verfall der Krankenhäuser, Schulen und der Infrastruktur führte. Eine stadtplanerische Katastrophe nahm ihren Lauf.

Ein extremes Beispiel dieser Entwicklung ist die Stadt Flint, wo 1908 der Automobilkonzern General Motors gegründet wurde. Die Einwohnerzahl kletterte von 13.000 im Jahr 1900 auf 156.000 in 1930 – darunter viele Afroamerikaner. Musikclubs eröffneten, Bürotürme wuchsen in den Himmel. Das ging bis 1960. Dann kamen Flint im Zuge der Automatisierung und Globalisierung erst die Industriebjobs abhanden, dann die Menschen. Wer es sich leisten konnte, zog weg.

Doch natürlich gibt es auch Orte in den USA, die sich anders entwickelten, Orte der gelebten Vielfalt, wo Schwarze und Weiße, Hispanics und Asian Americans Tür an Tür leben. Vor allem in den hippen Quartieren und Uni-Vierteln der Großstädte ist das so. In Williamsburg in New York, Wicker Park in Chicago oder San Franciscos Mission District. Allerdings ist die soziale Mischung überall dort gefährdet, wo Viertel gerade wegen ihrer Vielfalt in Mode kommen und einkommensstärkere Mieter und Käufer die Preise hochtreiben. Diese Gentrifizierung ist zum Beispiel in Brooklyn stark zu spüren.

„Ich höre Babys schreien, ich sehe sie aufwachsen, sie werden viel mehr lernen, als ich jemals wusste, und ich denke mir: Was für eine wundervolle Welt“, so lauten einige Zeilen des Armstrong-Songs „What a Wonderful World“. Für die meisten Nachkommen derer, die während der „Great Migration“ in die heute abgehängten Stadtviertel der US-Großstädte gezogen sind, ist das ein Wunschtraum geblieben. Joel Stone, Kurator bei der Historischen Gesellschaft Detroit, drückte es in einem Interview so aus: „Wir mussten die Erfahrung machen, dass Integration manchmal 100 Jahre dauern kann.“ ←



SALAD BOWL

Hier ein Stück holländische Tomate,
dort ein Blatt Chinakohl,
dazwischen eine deutsche Möhre – die
Zutaten eines Salats existieren alle
zusammen, aber auch alle ein
bisschen für sich. Auf dieselbe Weise
will das Integrationskonzept
der „Salatschüssel“ allen Beteiligten
erlauben, ihre eigene Identität und
Kultur zu behalten. Als lose Gruppen
bilden sie eine Gemeinschaft,
ohne gleich zusammenschmelzen zu
müssen. Sichtbare Ergebnisse
dieses „kulturellen Mosaiks“, wie das
Konzept auch oft genannt wird,
sind ethnische Kolonien – wie etwa die
Chinatowns in US-amerikanischen
Städten.





German Angst

1.091.894 Flüchtlinge wurden 2015 in Deutschland registriert. 476.649 Personen haben Asylanträge gestellt – das sind mehr als ein Viertel aller in der EU gestellten Asylanträge. Nicht jeder heißt die Zuwanderer willkommen. Es gibt auch Menschen, die Angst vor zu vielen Fremden haben – davor, dass ihr eigener Lebensstandard durch neue Mitbürger sinkt, dass sie plötzlich schwieriger einen Job oder eine Wohnung finden oder ihre Sozialleistungen nicht mehr sicher sind. Rechtspopulisten wie Pegida oder die AfD haben Zulauf. Im Netz sind Hass- und Hetzkommentare gegen Asylsuchende und andere Ausländer längst keine Ausnahmen mehr. Es gibt leider auch Angriffe auf Menschen. 2015 wurden 1.027 Straftaten gegen Asylunterkünfte registriert, in den ersten sechs Wochen dieses Jahres waren es bereits 94. Laut einer Umfrage im Auftrag des NDR vom Februar macht es 49 Prozent der Befragten tendenziell Angst, dass so viele Flüchtlinge ins Land kommen, 51 Prozent sagen aber auch, dass sie Flüchtlinge als eine Bereicherung für das Leben in Deutschland empfinden. Laut der jüngsten Shell-Jugendstudie haben 29 Prozent der 12- bis 25-Jährigen Angst vor Zuwanderern, weit mehr fürchten sich allerdings vor Ausländerfeindlichkeit – nämlich fast die Hälfte der Befragten.

Respe

Vor zweieinhalb Jahren kamen die Albaghdadis aus Syrien in eine kleine bayerische Stadt. Sie hätten dort gern einen Imbiss eröffnet, aber keine Bank gab ihnen einen Kredit. Dass es ihnen schließlich doch gelang, liegt auch an einer resoluten Frau, die ihnen das Geld lieh. Die Geschichte eines erfolgreichen Miteinanders

Von Elisa Britzelmeier
Fotos: Sima Dehgani



Kt



Mia san mia: Die Familie aus
Syrien hat sich sogar
bayerisch eingerichtet (links).
Am Imbiss gibt's auch mal eine
Kostprobe (oben)

Venturecapital: Annette Hugel-
Seberich hat sich selbst
Geld von der Bank geliehen,
um es dann den Albaghdadis zu
geben (rechts)

→ Zum Fasching im Pfarrheim von Gars am Inn ging Ahmad Albaghdadi als Deutscher. Die Verkleidung sei ganz leicht gewesen, sagt der 24-jährige Syrer: einfach in Jeans und Pulli. Unter den ganzen Cowboys, Prinzessinnen und Elfen war das tatsächlich originell. Sein Bruder Mohamad, 26, und dessen vierjähriger Sohn hatten sich als arabische Scheichs verkleidet – mit langem weißen Kaftan und Turban auf dem Kopf.

Vor zweieinhalb Jahren kam die Familie Albaghdadi aus der syrischen Millionenstadt Damaskus nach Gars am Inn in Oberbayern. 3.800 Einwohner und damals 35 Flüchtlinge. Als sie in den Bahnhof der Kleinstadt hineinfuhren, spürten sie schon, wie sehr ihnen vieles fehlen würde – und sie ahnten noch wenig von dem, was kommen sollte. Aber heute scheint es, als hätten sie nach der Flucht auch das Ankommen geschafft.

Während Ahmad vom Fasching erzählt, formt er Falafel – die typisch arabischen Bällchen aus pürierten Kichererbsen, die frittiert in eine Brottasche kommen. Seit November 2015 betreiben die Albaghdadis nämlich ihren eigenen Imbiss – einen kleinen weißen Wagen mitten im Ort gegenüber vom Rathaus und der Sparkasse. In den Auslagen türmen sich Tomaten- und Gurkenscheiben, auf den kleinen Werbe-flyern, die auf der Theke liegen, steht: „Langjährige Familientradition aus Damaskus“.

In Syriens Hauptstadt hatten die Albaghdadis mehrere Lokale, vier Falafel-Imbisse, ein Restaurant mit traditioneller arabischer Küche und einen Laden, in dem es Obst und Säfte gab. Die Geschäfte gingen recht gut, doch dann kam der Krieg.

Ahmad spricht leise und deutlich, sein Deutsch ist schon fast perfekt. Sechs Semester hat er in Damaskus Pharmazie studiert, er ist der Erste in der Familie, der es auf die Uni schaffte. Nun soll es in München weitergehen. Die meiste Zeit lebt er schon jetzt dort, momentan bereitet er sich auf die Prüfung für den Hochschulzugang vor. Im Imbiss hilft er daher nur noch aus, wenn besonders viel los ist.

Mohamad, der älteste Sohn, ist jeden Tag da. Er fängt schon morgens um halb sechs an, um Fladenbrot zu backen. Später kommt sein Vater dazu, der den Passanten bereits von Weitem ein fröhliches „Servus“ zruft. Gars am Inn hat ein Gymnasium, eine Klosterkirche, ein Bierstüberl und einen Italiener. Nun hat es also auch einen Syrer. Wo früher mal eine Würstelbude stand, gibt es nun arabisches und türkisches Essen, Falafel, Döner und Schawarma. Mit Granatapfelsoße, Spezialrezept, genau dosiert.

Seit einem guten Jahr sind alle sieben Albaghdadis als Flüchtlinge anerkannt. Sie hätten woanders hinziehen können, stattdessen sind sie geblieben. Die Tochter Layan geht in Gars auf die Schule, die Mutter hat Freundinnen gefunden, vor allem aber, sagt Ahmad, sei vieles auf dem Land leichter als in der Stadt. Man knüpfe schneller persönliche Kontakte, lerne schneller Menschen kennen. Menschen wie Annette Hugel-Seberich, ohne die die Albaghdadis sehr wahrscheinlich gar keinen Imbiss hätten.

Hugel-Seberich ist Ende 50, sie trägt halblange, blonde Haare, einen feinen Lidstrich unter den Augen und die Fingernägel akkurat lackiert. Sie hat Sozialpädagogik studiert, Kindertagesstätten geleitet, mit schwer erziehbaren Kindern und in der Jugendpsychiatrie gearbeitet. Helfen, jemanden unterstützen, zeigen, wie man sein Leben selbst in die Hand nimmt – das ist genau ihre Sache. Dass der Krieg in Syrien bald vorbei ist, glaubt sie nicht. Und genau deswegen ist sie überzeugt, dass man die Flüchtlinge von dort hier nicht einfach nur warten lassen kann.

Auch für die Albaghdadis gab es am Anfang nichts zu tun:





keine Arbeit und Deutschkurse nur für die Jüngeren. Die Eltern lernten die Sprache von freiwilligen Helfern, lange nicht so gut wie die Kinder. Die Sehnsucht nach einer Aufgabe wurde immer größer. Dass sie wieder in der Gastronomie arbeiten wollten, war allen klar, am liebsten im eigenen Betrieb. Dass das schwierig werden würde, auch. Irgendwann stieß Ahmad dann im Internet auf einen Imbisswagen, der zum Verkauf stand. Doch ihre Ersparnisse waren nach der Flucht aufgebraucht, und es schien aussichtslos, einen Kredit zu bekommen. Deutsche Freunde telefonierten mit Banken, ohne Erfolg. Dass Flüchtlinge sich selbstständig machen, war anscheinend nicht wirklich erwartet worden.

Annette Hugel-Seberich

hatte die Albaghdadis über ihre Tochter kennengelernt. Die ist Kindergärtnerin, eine der Töchter war in ihrer Gruppe. Man freundete sich an, fuhr zusammen nach München aufs Oktoberfest und an den Starnberger See, wo Hugel-Seberich in einem umgebauten alten Bauernhof wohnt.

Schließlich machte sie den Albaghdadis einen Vorschlag: „Ihr baut wirklich etwas Eigenes auf – zur Not eben mit meinem Geld.“ Dann beantragte sie einen Kredit über 16.000 Euro und ließ sie der Familie.

Gemeinsam stellte man einen Businessplan auf, informierte sich im Jobcenter, bei der Handelskammer. „Die meinten, wir sollten erst mal Deutsch lernen und dann erst arbeiten“, sagt Ahmad. Doch die Albaghdadis hatten keine Zweifel an ihrem Vorhaben. Mohamad und Ahmad machten den Führerschein, eine befreundete Grafikdesignerin gestaltete kostenlos die Flyer. Und schließlich stand er da: der Imbiss, den sie „Habibi“ nannten, Liebling. Albaghdadi hätte zu sehr nach Abu Bakr al-Baghdadi geklungen, dem Führer der Terrororganisation IS.

„Ohne Hilfe geht es doch nicht“, sagt Hugel-Seberich, auch wenn es der syrischen Familie nicht immer leichtfalle, sie anzunehmen. „Yahya Albaghdadi war mal ein Chef, hatte alles im Griff und hat so viel zurückgelassen.“ Hat sie keine Angst um ihr Geld? „Ich kenne die Familie so gut mittlerweile, dass ich weiß: Ich kriege das zurück. Das ist Ehrensache.“ Die ersten Raten seien sogar schon eingegangen. Am besten wäre es, wenn die freiwillige Hilfe so lief wie bei ihr, nur eben ein wenig koordinierter. So eine Art Pate für jeden Flüchtling, das ist ihre Idee.

Es gibt Menschen, die nicht verstehen, warum sie für die Fremden sogar Schulden machte. „Wir sind maßgeblich daran beteiligt, wie es in Krisenländern zugeht, und wir haben doch wirklich genug, unsere Wohnungen, unser Essen, unsere Autos, unsere Urlaube“, sagt sie. Wenn es klappen sollte mit der Integration, dann müssten sich eben alle ein bisschen öffnen.

Der Imbisswagen ist ein Anfang. Vielleicht reiche es irgendwann für ein richtiges Lokal, sagt Yahya Albaghdadi, inschallah, so Gott will. Wenn man die Familie fragt, wie Integration gelingen kann, müssen alle eine Weile überlegen. Dann sagt Yahya: „Die Garser respektieren unsere Kultur und wir ihre, von Anfang an.“ ←

EIN GUTES GESCHÄFT

Bislang war es für die meisten Flüchtlinge schwer, überhaupt ein Konto zu eröffnen – nun sollen sie ein Recht darauf bekommen. Bis Herbst soll eine EU-Richtlinie zum „Basiskonto“ in deutsches Recht umgesetzt werden. Doch so etwas wie ein Recht auf Kredit gibt es nicht. Da die Menschen nach der Flucht meist keine Sicherheiten bieten können, haben sie bei normalen Banken schlechte Chancen. Ein neues Programm könnte ihnen Zugang zu Darlehen gewähren: Eine Stiftung der staatlichen Förderbank KfW gewährt seit Kurzem rund ein Dutzend Stipendien für die Integration von Flüchtlingen in den Arbeitsmarkt. Um Flüchtlinge und Firmen zusammenzubringen, fördert das Wirtschaftsministerium sogenannte Willkommenslotsen. Sie sollen besonders kleinen und mittelständischen Unternehmen helfen, unter den Geflohenen geeignete Bewerber für Ausbildungsplätze und Stellen zu finden. Selbstständigkeit und Existenzgründung werden jedoch erst langsam als Optionen für anerkannte Flüchtlinge diskutiert. Und solange der Asylantrag noch läuft, kann sich kein Flüchtling selbstständig machen.



A person is performing a handstand against a wall made of rusted metal sheets. The person is wearing a yellow and white striped short-sleeved shirt and blue jeans. Their arms are extended upwards, and their legs are spread wide in the air. The wall has a small window with orange shutters and a small square window with orange shutters. The ground is a concrete sidewalk.

Dieser Weg wird kein

Wer Arbeit findet, integriert
sich meist schneller.
Doch bei der Jobsuche
werden viele Flüchtlinge
mit Anforderungen
konfrontiert, die neu für sie
sind. Über ein schwieriges
Terrain

Von Bernd Kramer

leichter sein

→ David Jacob und Philipp Kühn, beide Mitte 20, haben lange überlegt, was sie tun können. Bei der Suche nach Wohnungen helfen? Die Neuen, rund eine Million im vergangenen Jahr gekommenen Flüchtlinge, durch den Bürokratie-Dschungel begleiten? Ihnen die Sprache vermitteln? Sie gingen in Flüchtlingsunterkünfte und sprachen mit den Leuten dort. Was braucht ihr am dringendsten? „Ganz oft haben wir von den Flüchtlingen gehört, dass sie unbedingt arbeiten wollen“, sagt Jacob. Also gründeten sie eine Jobbörse nur für Flüchtlinge: Seit Sommer 2015 ist workeer.de online. Eine 46-jährige Frau aus dem Iran hat ein Inserat aufgegeben und sucht einen Job als Köchin. Ein Mann aus Uganda, seit vier Monaten im Land, schreibt: „I am highly motivated and I like to learn a lot here in Germany.“

Doch Motivation allein reicht nicht. Um schnell einen Job zu finden, muss man meist eine gewisse Schulbildung mitbringen, und daran hapert es manchmal. Laut einer Studie des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge aus dem Jahr 2014 sind ein Viertel aller Befragten aus den Hauptzuguzugsländern nicht länger als vier Jahre zur Schule gegangen. Der überwiegende Teil hatte weder eine Berufsausbildung noch ein Studium absolviert. Das alles macht die Integration nicht leichter und wirft Fragen auf, von denen wir hier einige zu beantworten versuchen.

WER DARF ÜBERHAUPT ARBEITEN?

Grundsätzlich gilt: Wer Asyl beantragt, darf in den ersten drei Monaten gar nicht arbeiten. Bis zu 15 Monaten Aufenthaltsdauer in Deutschland gilt die sogenannte Vorrangprüfung, bei der die Arbeitsagentur der Arbeitsaufnahme zustimmen muss: Eine Stelle dürfen Asylbewerber unter anderem nur antreten, wenn kein ebenso qualifizierter Arbeitnehmer aus Deutschland oder einem anderen EU-Land in Frage kommt. Gleiches gilt für Ausländer, die geduldet sind – also keinen Aufenthaltstitel haben, aber nicht direkt abgeschoben werden. Anerkannte Flüchtlinge mit einer

Aufenthaltserlaubnis dürfen uneingeschränkt arbeiten und sich auch selbstständig machen.

MÜSSEN WIR ALSO ZU DEN KNAPP DREI MILLIONEN ARBEITSLOSEN GLEICH MAL EINE MILLION HINZUADDIEREN?

Nein, sagt Herbert Brücker, Migrationsexperte am IAB, dem Forschungsinstitut der Bundesagentur für Arbeit. Von der Million müsse man viele wieder abziehen: diejenigen, die bereits weitergezogen sind, diejenigen, die direkt einen Job finden (auch wenn das wenige sind), diejenigen, deren Asylverfahren keinen Erfolg haben werden (was einige mehr sein dürften). Und selbst diejenigen, die bleiben werden, tauchen erst mit Verzug in den Statistiken der Arbeitsagenturen auf. Ihre Asylanträge müssen bearbeitet werden, im Schnitt dauert das ein gutes halbes Jahr, manchmal auch länger. Im Oktober 2015 rechnete die Bundesagentur für Arbeit für 2016 durch die Flüchtlingsbewegung mit 130.000 Arbeitslosen zusätzlich – eine Schätzung, die „mit großen Unsicherheiten behaftet“ ist, wie die Forscher schreiben. Gleichzeitig finden wegen der guten Wirtschaftslage viele Einheimische eine Stelle. Unterm Strich steigt die Arbeitslosenzahl laut einer Umfrage unter Volkswirten deutscher Großbanken in diesem Jahr um 70.000.

WO WERDEN ARBEITSKRÄFTE BENÖTIGT?

Wo Deutschland besonders dankbar für ausländische Arbeitskräfte ist, steht in der sogenannten Liste der Mangelberufe (www.arbeitsagentur.de/positivliste), die regelmäßig aktualisiert wird. Derzeit führt die Arbeitsagentur darin rund 130 Tätigkeiten auf, darunter Exoten wie Kühlhauswärter, Unterwasserschweißer oder Hörgeräteakustikmeister. Technik- und Pflegeberufe dominieren die Liste; hier ist das Angebot an Arbeitskräften im Inland knapp. Wer nach Deutschland kommt und seine Qualifikation auf der Liste findet, hat Glück – vorausgesetzt, der

ausländische Abschluss wird hier anerkannt. In dem Fall kann man schon während des Asylverfahrens direkt in den Beruf einsteigen, ohne dass die Arbeitsagentur prüfen muss, ob es nicht einen deutschen Bewerber für die Stelle gibt. Einen einfachen Weg in den Arbeitsmarkt gibt es auch für hoch qualifizierte Akademiker aus Nicht-EU-Staaten: Sie können eine sogenannte „Blaue Karte EU“ bekommen, wenn sie einen Arbeitsvertrag mit einem bestimmten Mindestgehalt vorweisen können. 2014 wurden aber nur knapp 12.000 Blaue Karten verteilt.

FINDEN SICH UNTER DEN FLÜCHTLINGEN DIE BEGEHRTE FACHKRÄFTE?

So recht weiß das niemand. Die ersten Schätzungen des IAB weisen darauf hin, dass sie im Schnitt eher schlechter qualifiziert sind als deutsche Arbeitnehmer. In den letzten Jahren, also vor der „Flüchtlingskrise“, waren die Neuzuwanderer ziemlich hoch qualifiziert, im Schnitt besser als die Deutschen. Allerdings sind die jetzigen Flüchtlinge überdurchschnittlich jung, so dass sie möglicherweise schneller dazu lernen als Ältere.

WO KÖNNEN LEUTE MIT BEGRENZTEN DEUTSCHKENNTNISSEN GERADE GUT EINSTEIGEN?

Nichts geht ohne die Sprache. Deswegen bekommen nun knapp 50 Syrer, Iraker, Iraner, Marokkaner und andere neu Zugewanderte in Berlin Unterricht, jeden Sonntag. Die Sprachen, die Ehrenamtliche ihnen in der frisch gestarteten „ReDI School of Digital Integration“ beibringen, heißen: Ruby. Java. HTML. Die Flüchtlinge lernen programmieren. „In der Start-up-Szene kommt es nicht auf Abschlüsse an, sondern auf die Fertigkeiten, die jemand mitbringt“, sagt Özlem Buran, die in der Initiative arbeitet. „Vielen Firmen ist es gar nicht wichtig, ob jemand Deutsch kann. Die Arbeitssprache ist oft Englisch.“ Und die IT-Szene sucht Fachkräfte: Manche Tech-Firmen sind so froh über



ASSIMILATION

Du bist zwar erst vor zwei Jahren von Istanbul nach Berlin gezogen, sprichst aber auch zu Hause nur noch Deutsch, feierst lieber Weihnachten als das Zuckerfest, und an die Farben der türkischen Nationalfahne kannst du dich nur mehr vage erinnern? Gratulation – du hast dich komplett assimiliert! Heute wird der Begriff der Assimilation fast ausschließlich negativ verstanden, weil er oft damit gleichgesetzt wird, dass man unter Zwang seine Identität aufgibt. Tatsächlich beschreibt Assimilation aber ganz unterschiedliche Stufen der Anpassung – von ein bisschen angleichen bis zum totalen Verschmelzen. Welchen Stellenwert sollte Assimilation in der Integration haben? Da sind sich sowohl Soziologen als auch Politiker uneinig.

nisse für Flüchtlinge: Unternehmen möchten sichergehen können, dass ihre Arbeitnehmer auch bei ihnen bleiben.

WERDEN DIE ABSCHLÜSSE DER MIGRANTEN ANERKANNT?

Waschen, schneiden, legen: hatte er alles gelernt. Aber als Haias 2002 nach Deutschland kam, galt das nicht mehr. Die Behörden ließen ihn nicht arbeiten. Das Nichtstun quälte ihn, sagt Haias, heute 35 Jahre alt, „es macht dich verrückt“. Also tat er, was er am besten konnte: Er schnitt anderen die Haare, im Flüchtlingsheim in Mannheim, für fünf Euro, schwarz. Irgendwann wollte Haias, der eigentlich anders heißt, seinen eigenen Salon aufmachen. Doch um einen Friseursalon zu eröffnen, braucht man in den meisten Fällen einen Meisterbrief. Als Haias den Irak verließ, ließ er alles zurück, nicht einmal einen Pass trug er bei sich. In solchen Fällen läuft die Anerkennung in Deutschland über eine Qualifikationsanalyse. Das heißt: Man zeigt ganz praktisch, was man kann. An einem Montag im Januar ist Haias zu einem Friseurmeister nach Schwetzingen gefahren, zusammen mit drei Freiwilligen, die sich ihm als Modelle angeboten hat-

ten. Föhnen, färben, schneiden, rasieren. Alles kein Problem. Nur die Dauerwelle war ungewohnt. „Das lernt man im Irak nicht, keine Frau will so etwas“, sagt er. Geklappt hat es natürlich trotzdem: Jetzt ist Haias als Friseurgeselle gemäß der deutschen Handwerksordnung anerkannt. Als Nächstes will er den Meister machen.

Seit dem 1. April 2012 haben Zuwanderer das Recht, ihre Berufsabschlüsse von den Kammern oder anderen zuständigen Stellen auf Gleichwertigkeit mit dem deutschen Referenzberuf bewerten zu lassen, was in vielen – insbesondere reglementierten – Berufen Voraussetzung dafür ist, in diesem Beruf arbeiten oder sich selbstständig machen zu dürfen, so etwa im zulassungspflichtigen Handwerk, für Ärzte, Krankenpfleger oder Apotheker.

GERATEN DURCH DIE FLÜCHTLINGE ANDERE ARBEITNEHMER UNTER DRUCK, ZU NIEDRIGEREN LÖHNE ZU ARBEITEN?

Es müssen nicht alle zwangsläufig ausländerfeindlich sein, die wegen der Flüchtlinge besorgt sind. Regaleinräumer, Hilfsköche oder Putzkräfte sehen nun viele kommen, die ebenfalls einfache Arbeit machen könnten, auch für weniger Geld. Diese Sorgen sind nicht unplausibel. Der Ökonom Albrecht Glitz hat in einer Studie untersucht, ob die in den 90er-Jahren eingewanderten Spätaussiedler einheimische Arbeitskräfte verdrängten. Das Ergebnis: Ja, aber nur zum Teil. Für zehn Zuwanderer, die einen Job fanden, verloren drei ansässige Personen ihre Arbeit – oder fanden keine. Im Moment spricht viel dafür, dass in der Debatte die Sorgen um Jobverluste stark überzeichnet werden, meint Arbeitsmarktforscher Herbert Brücker vom IAB. Erstens ist die Zahl der Flüchtlinge, die tatsächlich in den Arbeitsmarkt drängen, immer noch gering – verglichen mit mehr als 40 Millionen Erwerbstätigen in Deutschland. Und zweitens bemühen sich die Flüchtlinge vor allem um die Jobs, die schon jetzt zu einem großen Teil von Migranten erledigt werden. „Flüchtlinge konkurrieren kaum mit deutschen Arbeitnehmern um Arbeitsplätze“, sagt Brücker. „Sie konkurrieren eher mit den Zuwanderern, die schon länger hier sind.“ ←

die Initiative, dass sie direkt Laptops spendeten und sich zu Recruiting-Vorträgen angemeldet haben. Die IT-Branche ist allerdings eine Ausnahme; daneben gibt es auch einige einfache Tätigkeiten etwa bei der Gebäudereinigung oder in Großküchen – Jobs, die keine vertieften Kenntnisse der deutschen Grammatik verlangen, die in der Regel aber auch kaum Perspektiven bieten. „Es gibt immer wieder Bereiche, wo man mit wenig Deutsch gut arbeiten kann“, sagt Migrationsforscher Herbert Brücker vom IAB. „Im überwiegenden Teil des Arbeitsmarktes braucht man aber die Sprache.“

WAS KANN DIE POLITIK TUN, DAMIT FLÜCHTLINGE SCHNELL ARBEIT BEKOMMEN?

Lutz Haases Agentur FTWK ist eine dieser Berliner IT-Schmieden – und seit jeher international. Rund die Hälfte der 16 Mitarbeiter kommt aus dem Ausland. Vor einigen Monaten stellte Haase ein Inserat in die Flüchtlingsjobbörse workeer.de ein – und fand im Nu einen syrischen IT-Experten. „Die Chemie passt einfach“, sagt Haase. Aber ehe Haases Wunschkandidat Basel mit dem Programmieren anfangen konnte, mussten die Behörden überzeugt werden. Für die Arbeitsagentur setzte Haase ein Empfehlungsschreiben auf, in dem er darlegte, warum nur dieser junge Mann aus Syrien für die Stelle geeignet ist und kein Deutscher – da das Asylverfahren noch lief, galt die Vorrangprüfung. „Es hat relativ unkompliziert geklappt“, sagt Haase. Nicht immer ist das so einfach: Mitunter bleiben Stellen unbesetzt, weil lange geprüft wird, ob es nicht doch noch einen gleich qualifizierten einheimischen Erwerbslosen gibt. Wirtschaftsvertreter fordern daher, die Vorrangprüfung ganz auszusetzen – zumindest für Menschen, deren Asylantrag gute Aussichten auf Erfolg hat. Eine Erleichterung hat der Bundestag immerhin im Juli schon beschlossen: Geduldete Jugendliche, die nicht aus den sogenannten sicheren Herkunftsstaaten kommen, können nun häufiger bis zum Ende ihrer Ausbildung in Deutschland bleiben. Rechtssicherheit ist neben der Sprache eines der großen Arbeitsmarkthemm-

Zeit und Raum

Auf dem Land stehen Wohnungen leer, in vielen Städten sind sie knapp. Die Frage der Unterbringung von Einwanderern ist wichtig für den Erfolg der Integration

Von Sabrina Gaisbauer

→ Auf Immobilienseiten surfen, anrufen, Nachrichten schreiben, Absagen abholen. Schon seit einem Dreivierteljahr ist Tamer auf Wohnungssuche. Er ist 28, lebt in Bonn und hat eine Aufenthaltsgenehmigung für drei Jahre. Jeden Tag geht er zum Deutschkurs, um möglichst bald einen Job zu finden. Momentan aber will er vor allem eins: raus aus dem kleinen Zimmer im Heim, das er sich mit vier anderen Männern teilt. „Ich kann das nicht mehr lange“, sagt Tamer, „meine Verlobte will auch kommen. So können wir dann nicht leben.“ Doch in Bonn ist die Konkurrenz groß, und bei einem syrischen Arbeitslosen sind viele Vermieter skeptisch – obwohl die Miete vom Jobcenter bezahlt würde.

Laut dem Institut der deutschen Wirtschaft Köln werden bis 2020 je nach Szenario jedes Jahr etwa 110.000 neue Wohnungen aufgrund der jüngsten Zuwanderungen benötigt. Besonders in den Ballungsräumen ist der Druck groß. Theoretisch werden Flüchtlinge nach dem Königsteiner Schlüssel auf die Bundesländer verteilt. Es geht nach Einwohnerzahl und Wirtschaftskraft, der Wohnungsmarkt ist egal. Daher kann es passieren, dass besonders viele Flüchtlinge dort landen, wo der Wohnraum eh schon knapp ist.

Asylbewerber und Geduldete können bis zu sechs Monate lang verpflichtet werden, in der Erstaufnahmeeinrichtung zu wohnen. Aufgrund der sogenannten Residenzpflicht dürfen sie grundsätzlich drei Monate lang ihren zugewiesenen Wohnsitz nicht verlassen. Danach legen Landesregelungen fest, wo sie sich bewegen und wohnen dürfen. Wer aber erst mal Asyl erhalten hat, kann deutschlandweit umziehen. Die Große Koalition erwägt nun aber eine Wohnsitzauflage, um auch sie eine

Zeit lang an einen bestimmten Ort zu binden. Denn: Die meisten zieht es dann in große Städte, die für Toleranz und Offenheit stehen und oft schon ethnische Communitys haben. So leben viele Flüchtlinge aus Eritrea in Frankfurt am Main, Syrer in Berlin, Iraker in Köln oder Bielefeld. Alles Städte, in denen Studenten und Menschen mit wenig Geld um günstige Wohnungen konkurrieren. Flüchtlinge gehen da oft unter, und wer überhaupt fündig wird, muss sich oft mit der letzten Absteige abfinden.

Dabei sind woanders Wohnungen frei, aber eben nicht in den attraktiven Gegenden: Laut dem Berliner Empirica-Institut gibt es rund 1,7 Millionen leer stehende Wohnungen überwiegend außerhalb der Ballungsgebiete, Zehntausende allein in Sachsen. In Brandenburg oder Sachsen-Anhalt beziefern einige Städte und Wohnungsbaugesellschaften den Leerstand auf mehr als zehn Prozent. Auch in manchen Städten in NRW gibt es unvermietete Wohnungen. „Wenn sich die neuen Flüchtlinge so verteilen würden wie die bisherigen Immigranten, könnten immerhin 43 Prozent von ihnen in leer stehenden Wohnungen leben“, sagt Harald Simons von Empirica. Das hieße demzufolge auch: Wenn sie gezielter als bisherige Zuwanderer aufs Land und in die unbeliebten Städte gingen, könnten es sogar noch mehr sein.

Manche Kommune würde sich über den Zuzug freuen – Gemeinden wie Goslar zum Beispiel. Zum ersten Mal seit 1996 ist die Stadt im vergangenen Jahr wieder mal gewachsen – auch durch die Flüchtlinge. „Es gibt einen Wettbewerb um integrationswillige Flüchtlinge. Als tendenziell kleiner werdende Stadt müssen wir doch ein ganz egoistisches Interesse daran haben, diese Leute hier zu halten“, sagt Goslars Oberbürgermeister Oliver Junk. Nur wenn eine Kleinstadt zügig echte Anreize biete, einen Job, eine Wohnung, Anschluss, würden die Ballungsräume ihre Anziehungskraft verlieren.

Arbeitsmarktexperten vom Bonner Forschungsinstitut zur Zukunft der Arbeit oder von Pro Asyl sind skeptisch, ob es auf dem Land genügend Arbeitsplätze gibt, um für Neubürger auf Dauer attraktiv zu sein. Das Empirica-Institut widerspricht. „Der ländliche Raum hat einen großen Arbeitskräftemangel“, heißt es dort. In einem Papier verweist das Institut auf viele offene Stellen, zum Beispiel in Thüringen.

In brandenburgischen Städten wie Cottbus, Frankfurt (Oder) oder Eisenhüttenstadt könnten rund 4.000 Wohnungen vor allem in leer stehenden Plattenbauten bewohnbar gemacht werden. Andere setzen auf Neubau-Komplexe. Jürgen Friedrichs, emeritierter Stadtsoziologe aus Köln, hält solche Großprojekte für problematisch. „Wir bauen Siedlungen, die zwar Probleme der Unterkunft lösen, aber neue Konflikte rund um die Integration aufwerfen.“ Er spricht sich dafür aus, keine neuen Großsiedlungen zu schaffen, sondern kleinere Gruppen von Flüchtlingen über die Städte zu verteilen – am besten nicht dort, wo andere arme Menschen wohnen, sondern in wohlhabenderen Stadtteilen. „Wir wissen, dass die Vorurteile gegenüber Migranten umso größer sind, je geringer die Schulbildung ist.“ ←



Studenten und Flüchtlinge bitte hinten anstellen: Günstiger Wohnraum ist gerade in den größeren Städten knapp

Vom Verschwinden

Wie es sich anfühlt, wenn einen die anderen plötzlich meiden

Von Natascha Roshani



→ Jedes Pausenzeichen versetzte Theresa* in Panik. Denn wenn es klingelte, wusste Theresa, dass sie gleich allein auf dem Schulhof stehen würde. Dass ihre zwei besten Freundinnen so täten, als ob sie sie noch nie gesehen hätten. Und ihre Klassenkameraden hörte sie bereits lautstark tuscheln: „Hat der fette Wal schon wieder zugenommen?“

Theresa war damals zwölf und eigentlich gar nicht wirklich dick. Vielleicht etwas pummelig, aber darum ging es nicht. Ihr Gymnasium lag idyllisch in einer ländlichen Gegend im Süden Deutschlands, wo jeder Schüler jeden kannte. Mit Beginn der fünften Klasse bildeten sich auf einmal verschiedene Grüppchen. Plötzlich gab es Freunde, die nach der Schule immer skaten gingen, oder Mädchen, die sich fast ausschließlich fürs Shoppen interessierten. Theresa fand beides nicht so toll.

Wann es genau begann, dass Theresa nur noch „die Fette“ war, weiß sie heute nicht mehr. Aber sie weiß, dass sie darunter litt, dass niemand mehr mit ihr Kontakt haben wollte, sie ausgegrenzt, verlacht und gemieden wurde. „In der Schule habe ich so getan, als ob es mir nichts ausmacht. Erst zu Hause habe ich dann losgeheult“, erinnert sie sich. Ihre Mutter habe natürlich gemerkt, dass es ihr nicht gut ging und sie nicht mehr in die Schule wollte. Theresa schob dann Bauchschmerzen vor, weil sie ihre Mutter, die sich allein um sie kümmerte und die „genug um die Ohren hatte“, nicht mit ihren Problemen belasten wollte. „Mit Facebook wäre es garantiert noch viel schlimmer für mich gewesen, aber das war zum Glück noch nicht so verbreitet.“ Trotzdem belastete die Situation Theresa immer stärker: Sie begann mit Diäten, aß tagelang nur Erbsen und Möhren aus dem Glas. In der Schule konnte sie sich nicht wirklich konzentrieren – was sich wiederum auf die Zensuren auswirkte.

Weil sie den anderen keinen Anlass zum Lästern geben wollte, traute sie sich irgendwann gar nicht mehr, vor anderen zu essen. Erst abends überkamen sie Fressattacken, und sie stopfte alles in sich hinein, was sie im Kühlschrank finden konnte. Nur um sich anschließend auf der Toilette den Finger

in den Hals zu stecken. „Eines Tages sah ich in den Spiegel und entdeckte kleine Bäckchen in meinem Gesicht. Mit der Zeit hatte ich richtige Muskeln vom ständigen Brechen bekommen.“ Trotz Bulimie wurde Theresa nicht dünner, und irgendwann in der neunten Klasse fing sie an, sich mit einem Cutter in die Haut zu schneiden. Erst unten in der Bikinizone, wo es keiner sah, dann am Oberarm, wo es jedem hätte auffallen können. Der Schmerz, den sie beim Ritzen empfand, war eine Art Erleichterung für sie.

Heute ist Theresa 24 Jahre alt, sie hat die Schule durchgestanden und nach dem Abitur eine Berufsausbildung gemacht. Sie ist glücklich mit ihrem Job, der sie in eine Großstadt verschlagen hat, in der sie das Leben genießt. Einen echten Freund hat sie bisher noch nicht gehabt, dafür aber viele gute Freunde, mit denen sie reden und Spaß haben kann. Nur zum Schwimmen an den See würde sie nie mit ihnen fahren. Immer noch schämt sie sich für ihren Körper und findet sich von der Hüfte abwärts viel zu dick. „Ich weiß genau, wie viele Kalorien ein Croissant, ein Stück Schokolade und ein Joghurt haben. Bis heute ist mein Verhältnis zum Essen komplett gestört.“ Doch Theresa ist ein von Grund auf positiver Mensch: Eigentlich hätte sie das jahrelange Mobbing nur stärker gemacht, glaubt sie. Und die, die sie früher nur „Fetti“ genannt haben, sind heute oft in der WG, in der Theresa lebt – als Besucher und alte Schulkameraden, die „ihr Leben bis heute überhaupt nicht in den Griff bekommen haben“. Vielleicht ist das ja die Ironie der Geschichte. ← ***Name von der Redaktion geändert**



La Courneuve liegt nur fünf Kilometer von Paris entfernt. Das Quartier, in dem diese Jungs leben, heißt auch „Cité des 4.000“, weil dort 4.000 Wohnungen in teils 15-stöckigen Gebäuden untergebracht sind



In vielen Vorstädten Frankreichs klagen die Bewohner über die Chancenungleichheit. Manche radikalisieren sich

Fotos: Steven Wassenaar

LOS



t



Einige der maroden Komplexe
sind bereits leer und sollen
bald abgerissen werden (oben).
In Clichy-sous-Bois kam es 2005
zu schweren Ausschreitungen,
nachdem zwei Jungs auf der
Flucht vor der Polizei tödlich
verunglückt waren

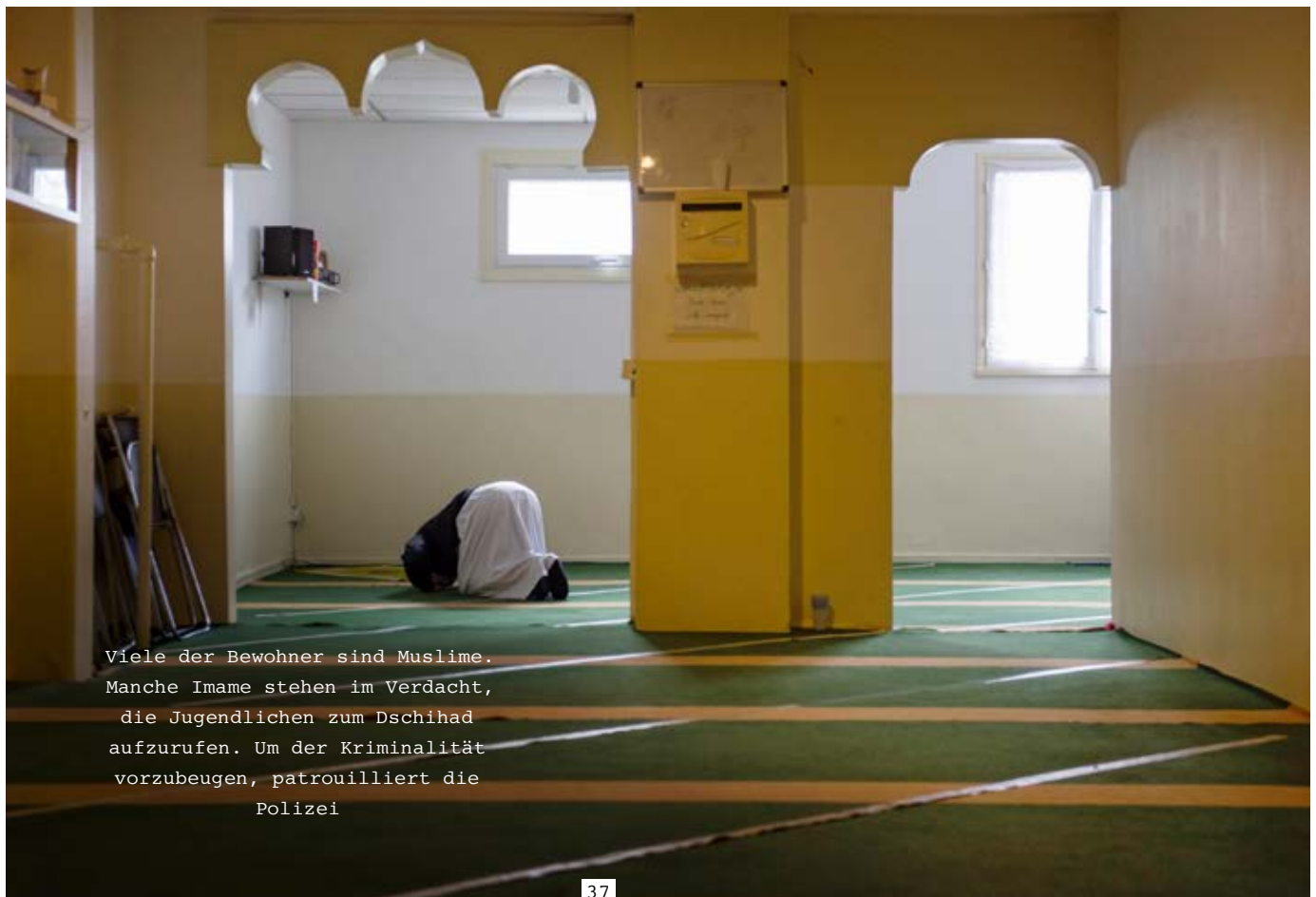


In vielen Banlieues
 stammt die Mehrheit
 der Menschen
 aus den ehemaligen
 französischen
 Kolonien in Afrika

Dansoko Baraka kommt
 aus Mali und wohnt
 mit seiner Frau
 und vier Kindern in
 Clichy-sous-Bois.
 Seitdem er sich einen
 Nerv eingeklemmt
 hat, kann er nicht
 mehr arbeiten



Banlieue heißt eigentlich nur Vorstadt, und die kann reich oder arm sein. Mittlerweile aber steht der Begriff vor allem für die Problemviertel rund um die großen Städte, in denen hohe Arbeitslosigkeit herrscht und sich manche der Bewohner einem radikalen Islam zuwenden. Der rechtsextreme Front National nutzt das, um Stimmung gegen Zuwanderer zu machen. Der in Paris lebende Fotograf Steven Wassenaar hat die Zustände in den Banlieues dokumentiert



Viele der Bewohner sind Muslime. Manche Imame stehen im Verdacht, die Jugendlichen zum Dschihad aufzurufen. Um der Kriminalität vorzubeugen, patrouilliert die Polizei



MELTING POT

Wenn man Kupfer und Zinn nur lange genug zusammen erhitzt, verbinden sie sich, und es wird schön glänzende Bronze daraus – toll! Was bei Metallen einwandfrei funktioniert, stößt bei der Integration mitunter an Grenzen. Der Schmelztiegel-Ansatz sieht vor, verschiedene Kulturen und Ethnien zu einer gemeinsamen Nation zu vermischen. Als typisches Beispiel für eine solche Fusion gelten die USA, deren programmatische Kurzformel „e pluribus unum“ – aus vielem das eine – unter anderem den Ein-Dollar-Schein ziert. Tatsächlich taugt die Metapher des Schmelztiegels aber nur bedingt als realistisches und wünschenswertes Konzept und wird zunehmend durch jene der „Salad Bowl“ ersetzt.

in Versteck, das zum Verhängnis wurde: Um einer Polizeikontrolle zu entgehen, flüchteten der 17-jährige Zyed Benna und der 15-jährige Bouna Traoré in ein Transformatorhäuschen und erhielten dort tödliche Stromschläge. Die gewaltigen Unruhen mit brennenden Autos und Barrikaden, die daraufhin im Oktober 2005 im Pariser Vorort Clichy-sous-Bois ausbrachen, führten vielen Franzosen ein großes Problem vor Augen: dass ein besseres Leben in den Vorstädten für viele Menschen eine Illusion ist. Besonders Jugendliche protestierten gegen ihre Marginalisierung – dagegen, aufgrund ihrer Hautfarbe oder der Herkunft ihrer Eltern keine Jobs zu bekommen oder kriminalisiert zu werden.

Nach den Protesten versprachen Politiker bessere Lebensverhältnisse und mehr Chancengleichheit: Liberté, Égalité und Fraternité eben, wie sie der Wahlspruch Frankreichs verheißt. Doch mit Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist es in vielen Banlieues mehr als zehn Jahre später immer noch nicht weit her. An manchen Orten lebt mehr als ein Drittel der Menschen unterhalb der Armutsgrenze, die Schulabbrecherquote ist hoch, die Arbeitslosigkeit auch. Es herrsche eine „soziale und ethnische Apartheid“. Das sagt kein besorgter Sozialarbeiter, sondern der französische Ministerpräsident Manuel Valls.

Vor allem in den 1960er-Jahren entstanden rund um die französischen Großstädte große Hochhaussiedlungen, in denen Einwanderer aus den ehemaligen französischen Kolonien wie Senegal, Mali oder der Elfenbeinküste unterkamen. Viele stammten auch aus Algerien, das erst nach einem verlustreichen Befreiungskrieg 1962 unabhängig geworden war. Dieser Krieg, für den sich Frankreich nie offiziell entschuldigt hat, spielt in vielen algerischstämmigen Familien immer noch eine große Rolle. Der alltägliche Rassismus, dem viele Nordafrikaner ausgesetzt sind, hat den Hass auf die neue Heimat bis heute genährt.

Das macht es radikalen Islamisten leicht, in den sozialen Brennpunkten Mitkämpfer für den Heiligen Krieg zu finden. Die desillusionierten Jugendlichen sind für sie eine leichte Beute. Aus keinem anderen europäischen Land kämpfen so viele von ihnen an der Seite des sogenannten IS in Syrien. Und sowohl beim Anschlag auf die Satirezeitschrift „Charlie Hebdo“ als auch bei der Attentatsserie in Paris im November 2015 hatten einige der Terroristen algerische Wurzeln. In manchen Banlieues seien der Druck des Islamismus und die Regeln des Islam allgegenwärtig, sagt der französische Islamwissenschaftler Gilles Kepel. Die Kinder aus Einwandererfamilien seien empfänglich für die radikalen Parolen der Hassprediger, weil sie kaum berufliche Aufstiegschancen hätten. „Jeder weiß, dass es in der Banlieue Waffenlager gibt“, sagte Hassen Chalghoumi neulich dem „Spiegel“. „Aber aus falsch verstandener Toleranz lässt der Staat die Arme hängen.“ Chalghoumi ist Imam von Drancy, einer weiteren Vorstadt von Paris. Weil er einen liberalen Islam predigt, wird er ständig von Leibwächtern begleitet.

Frankreich ist ein Land, das zur Bildung von Eliten neigt. Schon das Schulsystem ist auf Ungleichheit angelegt, der Erfolg der Schüler hängt stark mit deren Herkunft zusammen. „Wer bei der Bewerbung im Lebenslauf eine schlecht angesehene Banlieue als Wohnort angibt und dann noch einen ausländisch klingenden Namen hat, wird sofort aussortiert“, sagt Tithrith Kasdi vom Verein CPCV, der sich um die soziale und berufliche Eingliederung junger Menschen in sozialen Brennpunkten kümmert.

Zumindest in Clichy-sous-Bois soll sich nun etwas ändern: Marode Betonburgen werden durch schönere Häuser ersetzt, es gibt nun eine Polizeiwache, ein Arbeitsamt und ein Schwimmbad – all das ist tatsächlich neu. „Die Menschen wissen, dass wir daran arbeiten, die Dinge zu verbessern“, sagt Bürgermeister Olivier Klein. „Aber sie wollen heute besser leben, nicht erst in zehn Jahren.“ ← Oliver Gehrs



Bonjour tristesse:
Die Aussichten
für viele Bewohner der
Betonburgen sind trüb

TEST THE TEST

Was lernen Neuankömmlinge eigentlich in einem Orientierungskurs? Welches Wissen übers Land brauchen sie? Und was halten sie davon? Ein Besuch

Von Ann-Kristin Schöne

→ Unruhig rutschen die 13 Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf ihren Stühlen hin und her. Ihnen bleiben nur noch wenige Tage, dann müssen sie beweisen, dass sie über Deutschland Bescheid wissen. „Das wird schon“, sagt Lehrerin Annemarie Schulz. Die 58-Jährige hat die Ruhe weg, schließlich unterrichtet sie schon seit mehr als zehn Jahren in solchen Kursen.

In ihrer jetzigen Form existieren die Integrationskurse seit 2005. Neben einem Sprachkurs gehört auch ein Orientierungskurs zum Programm. Sein Ziel: die Vermittlung der deutschen Rechtsordnung, Geschichte und Kultur; insbesondere auch der Werte des demokratischen Staatswesens und der Prinzipien der Rechtsstaatlichkeit, Gleichberechtigung, Toleranz und Religionsfreiheit. Am Ende des Kurses steht der Test „Leben in Deutschland“, der seit 2013 auch als Einbürgerungstest gilt. Aus insgesamt 310 Fragen werden für den Test jeweils 33 ausgewählt: 15 richtige Antworten braucht es, um den Kurs erfolgreich abzuschließen, 17 für die Einbürgerung. Pro Frage gibt es vier Antwortmöglichkeiten, von denen nur eine richtig ist. Zur Vorbereitung haben sie im Kurs einen Probetest geschrieben, jetzt gibt die Lehrerin die korrigierten Tests zurück.

Frage 14: „Meinungsfreiheit in Deutschland heißt, dass ich...?“

Annemarie sieht Konstantinos entschlossen an, wartet ab. Der gebürtige Grieche hebt zögernd die Hand, als wolle er sich für seine Antwort entschuldigen, bevor er sie überhaupt gegeben hat. „Meine Meinung sagen darf, solange ich der Regierung nicht widerspreche“, sagt er schließlich. „Natürlich darfst du der Regierung widersprechen. Du musst genau lesen.“ Wieder wartet die Lehrerin. Diesmal antwortet Silvana: „Dass ich meine Meinung in Leserbriefen äußern darf.“ Konstantinos hebt seine Augenbrauen – er wäre durchgefallen. Neidisch blickt er zu Yohannes und Isaias.

Isaias hat nur zwei Fragen falsch beantwortet, Yohannes keine einzige. Die Jungs geben sich High-five. Beide sind im Sommer 2014 aus Eritrea geflohen. Fragt man sie nach ihrer Heimat, winken sie ab. Fragt man sie allerdings nach Deutschland, legen sie los. „Deutschland ist ein demokratisches Land. Hier kann sich jeder frei bewegen. Alle kriegen Bildung“, sagt Yohannes. „Jeder, der arbeiten will, kann hier Arbeit finden. Ungleichheit verbietet das Gesetz“, betont Isaias und tippt auf den Probetest, als wollte er sagen: „Da steht es!“

Nachdem die Ergebnisse des Probetests besprochen wurden, geht es um das Thema Bildung. Als Annemarie eine Folie auflegt, auf der das Bildungssystem Deutschlands dargestellt ist, wedelt Rubaiyat aufgeregt mit seinem rechten Arm und ruft „Diskriminierung“. Er hat genau zugehört, als Annemarie ihnen die Schulformen erklärt hat. „Wenn die Kinder schon nach der Grundschule sortiert werden und die einen auf die Hauptschule kommen und die anderen aufs Gymnasium, ist das nicht fair“, sagt Rubaiyat. „Sie haben nicht die gleichen Chancen.“ Annemarie verweist auf die Gesamtschule, berichtet, dass das dreigliedrige Schulsystem in Deutschland stark diskutiert wird. Der Kurs diskutiert es dann auch. Die Lehrerin lächelt.

Annemarie mag es, wenn die Teilnehmerinnen und Teilnehmer kritisch sind – es zeige ihr, dass sie sich mit dem Thema auseinandersetzen. „Strikte Gegenpositionen kommen nur selten vor. Neulich hatte ich mal einen Fall“, erzählt sie. Es ging um die Frage 267: „Eine junge Frau in Deutschland, 22 Jahre alt, lebt mit ihrem Freund zusammen. Die Eltern der Frau finden das nicht gut, weil ihnen der Freund nicht gefällt. Was können die Eltern tun?“

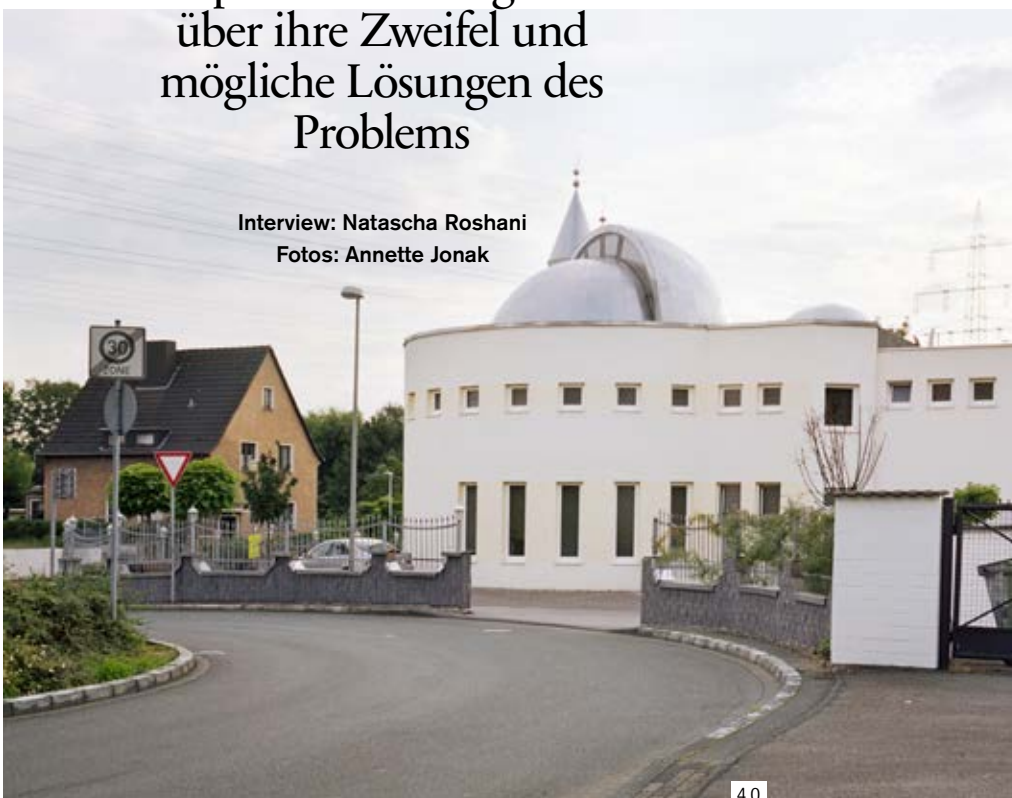
Die Eltern müssen die Entscheidung der Tochter respektieren. Das ist die richtige Antwort im Test, und die „geht gar nicht“, fand ein Teilnehmer. „Ich kann mir nie hundertprozentig sicher sein, ob es fruchtet, was ich ihnen zu vermitteln versuche“, sagt Annemarie. Allerdings müsse man sich auch bewusst machen, dass viele den gleichen oder einen ähnlichen kulturellen Hintergrund hätten wie gebürtige Deutsche.

Bundesweit haben den Test „Leben in Deutschland“ im ersten Halbjahr 2015 93 Prozent aller Teilnehmerinnen und Teilnehmer bestanden. Hier im Kurs arbeitet Annemarie noch daran, den Schnitt nicht nach unten zu ziehen. Ihr ist klar: Die Fragen richtig zu beantworten ist die eine Sache, wirklich in Deutschland ankommen eine andere. ←

„Der Islam braucht eine sexuelle Revolution“

Klar gibt es aufgeklärte muslimische Männer, es gibt aber leider auch viele, die mit Frauenrechten wenig anzufangen wissen und dieser Gesellschaft ablehnend gegenüberstehen. Seyran Ateş ist eine deutsche Rechtsanwältin und Frauenrechtlerin türkisch-kurdischer Herkunft und spricht mit uns ganz frei über ihre Zweifel und mögliche Lösungen des Problems

Interview: Natascha Roshani
Fotos: Annette Jonak



→ Frau Ateş, Sie nennen sich selbst eine „deutsche Türkin“. Wie ist das zu verstehen?

Na ja, wenn man mich anschaut, sieht man, dass ich nicht blond bin, keine blauen Augen habe, keine Urdeutsche bin. Gleichzeitig bin ich aber urdeutsch, bin hier zur Schule gegangen, habe deutsches Recht studiert. Diese Identität ist aber nicht sichtbar, deshalb muss man sie manchmal benennen. Mein Vater ist Kurde, meine Mutter Türkin. Ich habe einen deutschen Pass und hatte auch eine türkische Staatsangehörigkeit, die ich aber abgegeben habe. Ich habe also eine türkische und eine deutsche, also eine transkulturelle Identität. Und irgendwie muss man das ja benennen, obwohl es mir eigentlich nicht wirklich gefällt, weil ich mich als Weltbürgerin verstehe.

In Ihrer Kindheit haben Sie am eigenen Leib erfahren, wie es ist, wenn man die deutsche Sprache nicht versteht und in der Familie ein anderes Werte- und Rollenbild existiert als in der umgebenden Gesellschaft. Wie kann Integration unter solchen Vorzeichen gelingen?

Die Schule war für mich ein ganz wichtiger Ort. Ich habe schon sehr früh ein politisches Bewusstsein entwickelt und mich gegen Ungerechtigkeiten starkgemacht. Ich war Schulsprecherin und lernte, dass es Rechte für uns als Schüler gibt. Die Schule war die einzige Chance und der einzige Ort, an dem ich ein anderes Lebensmodell kennengelernt habe. Dort bin ich in der deutschen Gesellschaft angekommen. Zum Beispiel war es kein Problem, dass Lehrer und Lehrerinnen miteinander Kontakt hatten, befreundet waren, ein entspanntes Verhältnis zueinander hatten. Zu Hause lebten wir sehr traditionell mit einem rigiden Rollenverständnis: Meine Brüder durften rausgehen, Freundinnen haben. Bei mir war das alles nicht erlaubt. Wir standen unter der sozia-



Wo geht es denn hier zur Moschee? Immer dem Minarett nach. Unsere Bilder zeigen muslimische Gotteshäuser in Deutschland, die manchmal regelrecht versteckt liegen

len Kontrolle der gesamten Verwandtschaft. Sicher gibt es andere, modernere und gebildete Familien, aber meine Eltern waren einfache Gastarbeiter, die sehr konservativ waren – und das ist sicher die Mehrheit in Deutschland.

Wie haben Sie diese unterschiedlichen Welten zusammenfügen können?

Indem ich mir gesagt habe: Ich möchte so frei leben wie diese Deutschen. Mein Ziel war es, mit 18 von zu Hause wegzugehen, um genauso selbstbestimmt zu leben. Ich wollte auf keinen Fall eine türkische Hochzeit feiern, einen Mann heiraten, den ich nicht will. Ich wollte nicht, dass andere über mein Leben entscheiden. Das führte natürlich zu einem riesigen Konflikt. Zehn Jahre hat es gedauert, bis meine Eltern verstanden haben: Ihr Kind wollte einfach nur studieren, Anwältin werden, ins Theater und Kino gehen, frei leben. Für meine Eltern bedeutete eine gesellschaftliche Teilhabe bei Mädchen immer nur Hurerei.

In Berlin leben im Stadtteil Kreuzberg Tausende Menschen, deren Eltern oder Großeltern aus der Türkei kamen. Funktioniert dort das Zusammenleben zwischen Muslimen und Christen Ihrer Meinung nach?

Für mich sind das Parallelgesellschaften: Da leben Menschen in Deutschland, die für sich ihre eigene Welt aufgebaut haben und den Rest des Landes gar nicht kennen. Noch nicht einmal die eigene Stadt. Die nie am Brandenburger Tor oder auf dem Fernsehturm waren oder andere Seiten der Stadt kennen. Kreuzberg ist für mich nicht multi-, sondern monokulturell arabisch

oder türkisch. Das finde ich bedenklich, weil ich das Unglück vieler Menschen sehe. Es existiert teilweise eine Art Gefängnis für Frauen und Kinder, die nicht allein ohne Männer auf die Straße gehen dürfen. Ich kenne viele dieser Frauen, weil sie meine Mandantinnen sind.

Welche Fehler sind gemacht worden?

Man hat keine vernünftige Wohnungsbaupolitik betrieben und diese mit Integrationsarbeit verbunden. Es geht nicht nur um Deutschunterricht, sondern auch um Wohnungen und Arbeitsplätze – all das muss einbezogen werden. Die Frage ist doch: Wie schafft man es, dass Menschen Anteil an dem Leben hier nehmen, sich nicht ausgeschlossen fühlen oder selbst ausschließen?

Meine Eltern haben erst im Wohnheim und dann mit uns fünf Kindern in einer Einzimmerwohnung gelebt. Denn keiner wollte Gastarbeiter, man hat uns in bestimmte Bezirke gedrängt und uns Rattenlöcher ohne Bad und warmes Wasser vermietet. Es wäre Aufgabe der Politik gewesen, den Gastarbeitern ein menschenwürdiges Leben in Deutschland zu ermöglichen.

Brauchen wir in den deutschen Schulen Islamunterricht?

Wir brauchen keinen konfessionellen Unterricht, aber eine Wissensvermittlung aller Religionen an der Schule. Das heißt, nicht nur Islamunterricht für die muslimischen Kinder, sondern auch evangelischen, katholischen, jüdischen und so weiter. Und umgekehrt brauchen wir für die christlichen Schüler auch den islamischen Unterricht. Damit alle Kinder etwas über ihre eigene, aber auch über andere Religionen lernen, um festzustellen, was sie voneinander unterscheidet. Zudem müssen unsere Kinder auch lernen, dass es ein Recht auf Atheismus, also nicht zu glauben, gibt. So entsteht Toleranz anstelle von Vorurteilen. Und es kann verhindert werden, dass auf dem Schulhof Religionskriege und Konflikte geführt werden: Aleviten gegen Sunniten, Kurden gegen Türken ... Es braucht sehr viel mehr aktive Arbeit, die sich mit den unterschiedlichen Identitäten auseinandersetzt.

Welche Rolle spielen die islamischen Verbände bei der Integration?

Eine große, aber meiner Meinung nach haben sie in den letzten Jahrzehnten keine besonders gute Performance gezeigt. Ich war drei Jahre Mitglied der Islamkonferenz. In der Zeit arbeiteten sich die Verbände immer nur am Kopftuch ab und daran, dass wir Einzelpersonen die Muslime nicht repräsentieren: Ist das Kopftuch ein religiöses Gebot oder nicht? Themen wie Ehrenmorde und Zwangsheirat sollten dagegen nicht in die Öffentlichkeit dringen. Noch heute vermitteln die meisten Imame und Verbände eher das Abstandhalten zu den Deutschen. Es heißt: Assimiliert euch nicht! Passt auf, dass euch die Deutschen nicht zu Christen machen! Dass ihr keine ungläubigen Schweine-

fleischfresser werdet! Die Verbände sind meines Erachtens nicht wirklich interessiert an Integration, sondern an der Aufrechterhaltung von Parallelgesellschaften. Denn nur so haben sie Macht und Kontrolle über ihre Mitglieder. Die toleranten und weltoffenen Imame haben leider keine Chance.

Seit etwas mehr als einem Jahr können Kinder von Migranten, die nach 1990 in Deutschland geboren wurden, dauerhaft zwei Staatsbürgerschaften haben. Halten Sie das für richtig?

Ich habe nur den deutschen Pass – das war allerdings eine politische Entscheidung. Die Türkei ist für mich eine Diktatur. Wenn ich mich dort aufhalte, möchte ich von Deutschland geschützt und, wenn nötig, zurückgeholt werden. Ansonsten sollte es meiner Ansicht nach überhaupt keine Grenzen geben, sodass statt einer doppelten gar keine Staatsangehörigkeit nötig ist. Ich bin gegen nationalistisches Denken, das ist für mich das größte Übel. Wenn aber Kinder von Migranten zwei Pässe wollen, weil sie beide Identitäten besitzen, warum nicht? Bloß haben sie dann auch die doppelten Verpflichtungen und die Verantwortung für beide Länder.

Gerade Frauenrechte sind in manchen islamisch geprägten Ländern schwer zu vermitteln. Wie sollte die Gesellschaft mit jungen muslimischen Männern umgehen, die Frauen nicht als selbstbestimmte Wesen anerkennen?

Der Sohn ist oft der Prinz in muslimischen Familien, bei dem großen Beschneidungsfest wird der Pimmel gefeiert. Bei den Mädchen ist dagegen alles Sünde, ihr Körper muss verhüllt werden. Wenn man in solchen Verhältnissen groß wird, kann man gar nicht anders, als sich abwertend gegenüber Frauen zu verhalten. Außerdem denkt die Mehrheit so – auch die Frauen. Nicht der Islam unterdrückt die Frauen, es sind beide Geschlechter, die das Patriarchat tragen. Man kann nicht nur die Männer in die Verantwortung nehmen. Natürlich müssen junge frauenfeindliche Muslime geächtet und abgelehnt werden. Genau dieses Verhalten haben wir in Deutschland ja überwunden. Ich bekämpfe das Patriarchat und nicht den Moslem und den Islam. Mein Engagement geht gegen die Geschlechterapartheid in der offenen Gesellschaft, die es übrigens auch bei Christen oder Juden gibt. Und wir dürfen nicht übersehen, dass es auch couragierte muslimische Männer gibt, die sagen: So ein Mann bin ich nicht.

Halten Sie es für möglich, dass der Islam und sein Verhältnis zur Sexualität revolutioniert werden können?

Ich bin der festen Überzeugung, dass der Islam eine sexuelle Revolution braucht. Die muslimischen Gesellschaften von Marokko bis Indonesien sind in ihrer Sexualmoral sehr rigide und stark tabuisiert. Dadurch ist Sexualität im Alltag unglaublich präsent. Selbst wenn die Frauen verschleiert sind und man nur ihre Augen erkennt, sind sie sexuellen Übergriffen ausgesetzt. Jede Berührung oder jeder Blick kann bei den Männern ein sexuelles Verlangen auslösen. Aus völlig natürlichen Dingen wird etwas Perverses gemacht – das dürfen wir nicht akzeptieren.



SEYRAN ATEŞ
wurde 1984 Opfer eines islamistischen Anschlags und bekommt immer wieder Morddrohungen. Heute pendelt die 52-jährige Rechtsanwältin und Autorin zwischen Berlin und Istanbul.

Wir leben in einer Zeit, in der viele muslimische Flüchtlinge nach Deutschland kommen. Das bedingt auch eine Zunahme an Vorurteilen: Migranten würden klauen, wollten nicht arbeiten, schlägen ihre Frauen. Wie kann zu einer differenzierteren Haltung beigetragen werden?

Diese Vorurteile gibt es, aber wir können nur gemeinsam dagegen ankämpfen. Es braucht eine vernünftige Integrationspolitik in dieser globalisierten Welt. Wir müssen akzeptieren, dass wir ein Einwanderungsland sind. Dazu gehören ein Einwanderungsgesetz und Bildungskonzepte, die Kinder direkt in den Schulen integrieren. Wir müssen eine neue Identitätsbildung schaffen. Es ist eine Generation der „third culture“ entstanden.

Die ist nicht mehr nur deutsch und türkisch, sondern bedeutet eine Mischung der transkulturellen Identität. Und wir müssen uns fragen: Wie können wir diese jungen Menschen aufwerten und ihnen Chancen im Arbeitsmarkt und im gemeinsamen Leben ermöglichen?

Sehen Sie schwarz für das Zusammenleben in Deutschland?

Nein, im Gegenteil. Die Globalisierung bringt es mit sich, dass sich die Welt verändert. Früher haben wir es nicht für möglich gehalten, dass der Kalte Krieg endet oder die Mauer fällt – und jetzt? Veränderungen bringen offene Gesellschaften wie Deutschland nur voran. Selbst wenn Menschen hierherkommen, die mit unserer Demokratie nicht zurechtkommen. Es ist unsere Aufgabe, den Menschen zu zeigen: Hier wird Schweineschnitzel gegessen, aber das verletzt euch nicht. Wir feiern Weihnachten, aber deshalb wirst du kein Christ. Integration ist zu schaffen, wenn man es will. Und wenn man Toleranz fördert. ←



STAATSBÜRGERSCHAFT

Sie ist ein wenig wie eine Ehe zwischen Mensch und Staat: ein Rechts- und Schutzverhältnis, das nicht nur Rechte mit sich bringt (z. B. wählen und gewählt werden zu können), sondern auch Pflichten (z. B. Steuern zahlen, zur Schule gehen). Wer als Kind deutscher Eltern geboren wird, erhält die deutsche Staatsbürgerschaft automatisch – für ihn gilt das Abstammungsprinzip, das „Recht des Blutes“. Seit 2000 gilt unter bestimmten Umständen auch das Geburtsortsprinzip, das „Recht des Bodens“. Auf wen beides nicht zutrifft, der kann einen Antrag auf Einbürgerung stellen: Wer seit acht Jahren rechtmäßig in Deutschland lebt, ein unbefristetes Aufenthaltsrecht hat, ausreichend Deutsch spricht, nicht vorbestraft ist, finanziell für sich sorgen kann und mindestens 17 der 33 Fragen des Einbürgerungstests richtig beantwortet, hat gute Chancen darauf. Kostet übrigens 255 Euro.

An der Angel

Wie ich mal an einen schwierigen Jugendlichen ein bisschen näher rangekommen bin

Von Andreas Keck

→ Das Erste, was ich von Timo hörte, machte mir nicht gerade Lust. In der Information des Berliner Bezirksjugendamtes Marzahn-Hellersdorf stand neben den üblichen Fakten zum Elternhaus (Vater weg, Mutter arbeitslos) und zur Schullaufbahn (abgebrochen) noch, dass Timo auch durch fremdenfeindliche Übergriffe aufgefallen war. Ein Rechter also. Auch wenn es ja mein Job ist, schwierige Jugendliche zu begleiten, und ich meine Arbeit ziemlich mag, ist bei mir im Fall von Neonazis eigentlich eine persönliche Grenze erreicht. Muss ich nicht haben.

Eine Woche später stand ich Timo dann gegenüber. Er war damals 16 Jahre alt und reichte mir gerade mal bis zur Schulter. Rasselkurzes Haar, dunkler Kapuzensweater und weite Jogginghosen. Sein Blick war kalt, seine Bewegungen langsam und kontrolliert – als wollte er sagen: Ich raste aus, wenn du mir zu lange in die Augen siehst.

Seine Akte beim Jugendamt wog mindestens ein Pfund. Eine ganze Latte an Vorstrafen, die er sich eingehandelt hatte, seit er zwölf war. Hauptsächlich ging es um Sachbeschädigung, Körperverletzung war aber auch darunter. Mit 13 Jahren hatte sich Timo geweigert, die Schule zu besuchen. Seither musste er in regelmäßigen Abständen an sogenannten Reintegrationsprojekten teilnehmen, bei denen er nach kurzer Zeit einfach nicht mehr auftauchte. Eine Tischtennisgruppe hatte er angeblich nicht mehr besucht, weil dort ein afrikanischer Jugendlicher erschienen war.

Der Projektleiter hatte ihn auch gefragt, was ihn sonst noch so interessiere, worauf Timo erst was von „Fotografieren“ genuschelt und später dann selbstbewusst erklärt hatte, sich in Kürze eine gute Spiegelreflexkamera zu kaufen. „Du hast doch gar kein Geld“, hatte man ihm entgegnet und dass er sich, anstatt zu träumen, besser mal um das Praktikum bei einem Fotoladen kümmern solle, dessen Besitzer schon seit vier Wochen auf ihn warte. Daraufhin hatte Timo geschwiegen.

Als wir mit unseren Rädern durch sein Viertel fuhren, fing er plötzlich an zu reden. Nie wieder wolle er in dieses Projekt und zu diesen Leuten. In gewisser Weise verstand ich ihn sehr gut, obwohl ich auch den Ärger und die Konfrontationen der Projektmitarbeiter nachvollziehen konnte. Da jedoch in der sozialpädagogischen Einzelfallhilfe der Jugendliche und seine Wünsche im Vordergrund stehen, entschied ich, Timos Projektteilnahme abzusagen.

Bei unserem nächsten Treffen eine Woche später zeigte er mir sein Zimmer, das er in der Wohnung seiner alleinerziehenden und arbeitslosen Mutter am nördlichen Rande Berlins bewohnte. Er präsentierte mir seinen riesigen Flatscreen, ein 150-Liter-Aquarium und führte mir auf der Playstation einen Ego-Shooter vor. Über seinem Bett hing ein Plakat mit einer sogenannten Schwarzen Sonne, einem Symbol der SS, wie Timo mir erklärte. In diesem Moment entschied ich mich, ihm deswegen keine Vorhaltungen zu machen. Dann öffnete er noch eine große Schublade mit einer Angelausrüstung.

Das war also Timos Kosmos: Angeln, Sammlungen mit Fotos heimischer Fische und von Motocross-Maschinen, sein Pocket Bike reparieren, Aquarien einrichten. Und genau das machten wir in den nächsten Wochen. Wir gingen angeln, fuhren Kart, trafen uns bei McDonald's, spielten „Grand Theft Auto“. Timo erzählte mir vom Streit mit seinem Bruder, von seiner Angst vor Gruppen. Deswegen habe er aufgehört, die Schule zu besuchen, und später die Tischtennisgruppe verlassen. Der Afrikaner sei jedenfalls nicht der Grund dafür gewesen. Da eine Phobie in Timos Freundeskreis nicht unbedingt cool ist, hatte er all die Zeit niemandem von seiner Panik und den Schweißausbrüchen erzählt, die ihn in der Gegenwart von mehr als drei Personen überfallen.

Ein Jahr lang trafen wir uns, verbrachten Zeit miteinander, redeten. Dann sagte Timo immer häufiger unsere Treffen ab. Er habe keine Zeit mehr, ließ er mich wissen, sein Ziehonkel brauche ihn auf einer Großbaustelle. Er packe da mit an, von früh bis spät.

Und dann traf ich ihn doch noch mal wieder, eines Abends in seinem Viertel. Er kam gerade von einer Baustelle und trug irgendwie stolz seinen verschmutzten Blaumann und die Arbeitsschuhe mit Stahlkappen. Seitdem er angefangen hatte zu arbeiten, war er nicht mehr negativ aufgefallen. Keine Prügeleien, keine fremdenfeindlichen Aktionen mehr.

Ob ich dazu beigetragen habe, dass Timo irgendwo angekommen war, anstatt herumzuirren? Das kann man in meinem Beruf nie so ganz sagen, aber hoffen tut man es schon. Und ein bisschen glaube ich es auch. ←

Unser Autor ist Sozialpädagoge und verbringt im Schnitt ein bis zwei Jahre mit schwierigen Jugendlichen. Timo heißt eigentlich anders, aber das ist egal.



Wer kann schon Deutschvokabeln lernen, wenn der Kopf voller Bilder wie

Flüchtlinge aus Kriegs- und
Krisengebieten haben oft schreckliche
Bilder im Kopf, die sie nicht loslassen.
Diese Szenerie zeigt eine Straße
im syrischen Aleppo, direkt nach einem
Bombardement

→ Elina schweift ab. Eigentlich sollte sie sich auf die Buchstaben konzentrieren, die ihr Lehrer an die Tafel schreibt, auf die vielen deutschen Wörter, die ihr noch fremd sind, und auf all die anderen Dinge, die man als Teenager eben so zu lernen hat. In Elinas Kopf aber geht etwas ganz anderes vor. In Elinas Kopf ist Krieg. Das heute 15-jährige Mädchen ist mit seiner Mutter aus Tschetschenien geflohen, erst nach Inguschetien und später über die Ukraine und Polen nach Deutschland. Doch auch wenn sie nun sicher ist, hören die Gewaltszenen in Elinas Kopf nicht auf. Sie sieht, wie der Hof ihrer Großeltern bombardiert wird, wie Milizen die gesamte Nachbarsfamilie auslöschen und, am schlimmsten: wie ihr Vater von einer Granate getötet wird – immer und immer wieder. Elina hat ein Trauma, genauer gesagt eine posttraumatische Belastungsstörung, die sie nicht nur daran hindert, sich zu konzentrieren, sondern auch daran, endlich in Deutschland anzukommen.

Elina könnte auch Ahmed, Firat oder Shirin heißen. Ihre Geschichte ist eine jener, die das „Behandlungszentrum für Folteropfer Berlin“ täglich dokumentiert. Laut Studien sollen

diesem ist?

Menschen, die aus Kriegsgebieten kommen, müssen ihre Traumata überwinden, um nicht aus der Welt zu fallen. Aber wer hilft ihnen dabei?

Eine Suche von Sara Geisler

70 Prozent der erwachsenen Flüchtlinge in Deutschland Gewalt miterlebt haben; 35 Prozent haben Kriegserfahrungen. Die Bundespsychotherapeutenkammer schätzt sogar, dass von der Million Menschen, die im vergangenen Jahr nach Deutschland geflohen sind, jeder Zweite an einer Traumafolgestörung leidet.

Flashbacks, wie Elina sie erfährt, wenn sie den Tod ihres Vaters immer wieder aufs Neue erlebt, sind typisch. „Die Erkrankten werden von Erinnerungen überrollt, gegen die sie hilflos sind und in denen sie festhängen“, sagt Claudia Bergner vom „Behandlungszentrum für Folteropfer Berlin“. Die junge Therapeutin arbeitet dort im sogenannten Wohnverbund: Hier werden 45 Frauen therapiert und tagsüber in einer geschützten Umgebung betreut, in Sport-, Garten-, Frühstücks- und Bastelgruppen. „Flashbacks können so intensiv sein, dass der Klient nicht mehr ansprechbar ist und dissoziiert, also nicht mehr im Hier und Jetzt lebt“, erklärt sie.

Das ist belastend und auch gefährlich. Über die Straße laufen, wenn gerade ein Flashback einsetzt – das will man lieber nicht. Zudem entwickeln viele Betroffene Schlafstörungen, leiden unter Alpträumen, Panikattacken und Persönlichkeitsveränderungen. Manche misstrauen in der Folge jedem und allem oder werden aggressiv – Symptome also, die für eine erfolgreiche Integration wenig förderlich sind. Und: die vor allem von alleine meist nicht wieder weggehen.

Das Mittel, um über schwere Traumata hinwegzukommen, ist professionelle Hilfe. Bei Elina, dem Mädchen aus Tschet-

schenien, hat das geklappt: In der Kinder- und Jugendabteilung hat sie in den vergangenen zwei Jahren gelernt, welche Auslöser bei ihr Flashbacks provozieren und was sie tun kann, damit Gewitter und Flugzeuggeräusche keine Panik mehr auslösen, der Puls nicht mehr rast und kein Schweiß ausbricht. Elina hat gelernt, wie sie Klavier spielend ihre Gefühle ausdrücken kann, wie man an schlechten Tagen eine Handpuppe für sich sprechen lässt und es durch Entspannungsübungen schafft, auch mal eine Nacht durchzuschlafen. Sie kann sich besser konzentrieren, schreibt bessere Noten, kommt besser mit ihren Mitschülern klar. Aus der „Willkommensklasse“ konnte sie in eine reguläre Schulklasse wechseln. Doch nur etwa vier Prozent der psychisch kranken Flüchtlinge bekommen therapeutische Hilfe. Es fehlt an Therapieplätzen, an Therapeuten und an Dolmetschern.

Wenn traumatisierte Flüchtlinge Hilfe bekommen, dann meist in den rund 30 Einrichtungen, die die „Bundesweite Arbeitsgemeinschaft der psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer“, kurz BAfF, miteinander vernetzt. Die finanzieren sich vor allem aus Spenden, Stiftungs- und Projektgeldern. Tatsächlich haben Flüchtlinge in den ersten 15 Monaten ihres Aufenthalts kaum Chancen auf einen Therapieplatz. In dieser Zeit beschränkt das Asylbewerberleistungsgesetz ärztliche Behandlungen nämlich auf die Notversorgung. Eine Blinddarm-OP wird bezahlt, eine Psychotherapie nicht. Zwar gibt es die Möglichkeit, beim Sozialamt Hilfe zu beantragen, aber allzu oft wird daraus nichts – weil Sachbearbeiter oder fachfremde Ärzte den Antrag prüfen oder weil es dem Flüchtling wegen seiner Störung nicht gelingt, seinen Fall schlüssig darzulegen. Traumatisierte Flüchtlinge aus sogenannten sicheren Herkunftsländern haben zudem im Fall ihrer Ablehnung meist nur eine Woche Zeit, um sich einen Anwalt zu suchen und ihre Argumente erneut vorzubringen. „Dabei braucht das Schutz und Zeit“, sagt Elise Bittenbinder, Vorsitzende der BAfF. Es gibt aber Hoffnung, dass bald zumindest mehr Geld da ist: In Notfällen können Psychotherapeuten und Ärzte beantragen, ihre Behandlungen eine Zeit lang über die Krankenkasse abrechnen zu dürfen. Die Situation könnte sich also entspannen. Dolmetscherkosten werden allerdings nicht übernommen. Doch selbst wenn man einen Dolmetscher organisiert, bleibt das Problem, dass eine dritte Person in der Regel den Beziehungsaufbau zum Therapeuten erschwert, sagt Bergner: „Wir versuchen mit unseren Klienten deshalb so schnell wie möglich Deutsch zu sprechen.“

Nach 15 Monaten Aufenthalt bekommen Flüchtlinge ihre Gesundheitskarte und haben dadurch unbürokratischen Zugang zu Psychotherapie, zumindest grundsätzlich. Hat ein Flüchtling allerdings einen Ausbildungsplatz, Arbeit oder Asyl bekommen, muss er seine Therapie wieder abbrechen. Er fällt dann nicht mehr unter das Asylbewerberleistungsgesetz, die Voraussetzung für die psychotherapeutischen Leistungen fehlt damit. Mit einem sicheren Aufenthaltsstatus kann er aber eine neue beginnen.

Bergner hat Patientinnen, die schon im fünften Jahr behandelt werden. „Aber nicht jede braucht eine Langzeittherapie“, sagt sie, „einige können schnell wieder ein selbstständiges Leben führen.“ Oft helfen schon einfache Tricks und Hilfsmittel wie die „Igelbälle“ – Gummibälle mit dicken Noppen, die man knetet, wenn ein Flashback droht. Solche äußeren Reize halten einen in der Realität, signalisieren: „Stopp, das ist nur ein Tagtraum!“, und allmählich kehrt die Kontrolle zurück. ←

Vergiss, dass



es ein Ich gibt

**Vom „Fidschi“ zum Superzuwanderer:
Etwa 130.000 Menschen mit
vietnamesischen Wurzeln leben
hier. Sie gelten als fleißig und
bildungshungrig. Doch hinter dieser
Erfolgsgeschichte stecken
Anstrengungen, an
denen viele zerbrechen**

Von Stefan Kesselhut, Fotos: Jörg Brüggemann / Ostkreuz

→ Wer in Deutschland nach Vietnam sucht, landet im Berliner Stadtteil Lichtenberg, Haltestelle „Herzbergstraße/Industriegebiet“. Zwischen Plattenbauten und alten Backsteinschornsteinen stehen mehr als ein halbes Dutzend Hallen, deren Bauweise sich wohl am besten mit „zweckmäßig“ beschreiben lässt und die innen immer gleich aussehen: ein langer Gang, links und rechts unzählige Geschäfte. Das hier ist der vietnamesische Großmarkt in Berlin, in dem man Plastikblumen, Hosen und Haarschnitte erwerben kann: das Dong Xuan Center.

In einem Geschäft in Halle 1, in dem es Gemüse, Nudeln, Reis gibt und alles, was man sonst noch aus asiatischen Lebensmittelgeschäften kennt, sitzt der 51 Jahre alte Tuan Tu Do mit vorgebeugten Schultern hinter einem Laptop, runzelt die Stirn, tippt etwas auf der Tastatur ein. Ein Kunde legt einen Beutel mit Gemüse auf den Tisch, Do schaut kurz auf den Beutel, dann auf den Kunden; zwei Euro bitte, danke, tschüss.

Dieses Geschäft ist die Existenz von Tuan Tu Do und seiner Frau Lien. Seit 2004 betreiben sie den Laden, nachdem sie ihr Asia-Restaurant aufgegeben hatten.

Do spricht mit starkem vietnamesischen Akzent: „Wir arbeiten täglich zehn, zwölf Stunden. Sechs Tage die Woche“, sagt er. Und fügt schnell hinzu: „Wir verdienen beide zwei Euro pro Stunde, wenn wir alle Kosten abziehen.“ Sie kämen damit einigermaßen hin. Seit 27 Jahren wohnen die Dos in derselben Wohnung in Lichtenberg, nicht weit weg vom Dong Xuan Center.

Do kam 1987 als sogenannter Vertragsarbeiter in die DDR. In Vietnam hatte er Architektur studiert, dort herrschten jedoch Armut und hohe Arbeitslosigkeit. Die DDR brauchte in

den 1980er-Jahren Arbeitskräfte in ihren Produktionsbetrieben. Auch für Jobs, die schlecht bezahlt, monoton und körperlich anstrengend waren, zum Beispiel das Nähen in den Textilkombinaten.

Auf der Grundlage eines Vertrages mit dem sozialistischen Bruderstaat Vietnam kamen bis Ende 1989 knapp 60.000 Vietnamesen nach Chemnitz, Dresden, Ostberlin und in andere DDR-Städte. Die Arbeiter lebten in eigenen Wohnheimen, Kontakt zu DDR-Bürgern war nicht erwünscht. Oft wurden sie als „Fidschis“ beschimpft – als kämen sie aus der Südsee.

Nach der Wende waren die Vertragsarbeiter unter den Ersten, die ihre Jobs verloren. Während die Regierung des vereinten Deutschland versuchte, die Vietnamesen wieder zurück in ihr Heimatland zu schicken, versuchten diese, sich irgendwie über Wasser zu halten; sie verkauften unversteuerte Zigaretten, eröffneten Imbisse, Gemüsegeschäfte, Änderungsschneidereien und Blumenläden.

Erst gegen Ende der 1990er-Jahre erhielten die meisten früheren Vertragsarbeiter, die im Land geblieben waren, unbefristete Aufenthaltsgenehmigungen. Viele konnten sich sogar einbürgern lassen. Schätzungen zufolge leben heute in Deutschland mehr als 130.000 Menschen mit vietnamesischen Wurzeln.

Darunter sind die meist aus dem nördlichen Vietnam stammenden Einwanderer der ersten Generation wie Do und deren Kinder, aber auch Vietnamesen aus dem Süden des Landes, die kurz nach dem Ende des Vietnamkriegs 1975 in der Bundesrepublik Asyl und staatliche Unterstützung erhielten und sich im Vergleich zu den Vertragsarbeitern aus der ehemaligen DDR meist besser und schneller in die Gesellschaft integrieren konnten.

Asiatisches Gemüse & deutscher Schäferhund:
Tuan Tu Do betreibt seinen Lebensmittelladen
seit über zehn Jahren (links)

Nail away: Nagelstudios sind ebenfalls ein
typisches vietnamesisches Business





Boom der Selbstständigkeit:
In Berlin gibt es eine Vielzahl vietnamesischer Restaurants (oben)

Schutzengel: Mai-Phuong Kollath berät ihre Landsleute und warnt, dass viele Kinder den hohen Erwartungen ihrer Eltern kaum gerecht werden können (unten)

In den 90ern hatten die Vietnamesen im Osten Deutschlands nicht nur damit zu tun, finanziell über die Runden zu kommen. Sie wurden vielfach rassistisch, teils gewalttätig angegriffen, für viele waren sie weiterhin die „Fidschis“, die man am besten abschiebt. Während der Ausschreitungen im Rostocker Stadtteil Lichtenhagen im Jahr 1992 steckten Rechtsextreme ein von Vietnamesen bewohntes Gebäude in Brand.

In den vergangenen Jahren hat der Rassismus abgenommen, und das öffentliche Bild der Vietnamesen hat sich komplett gewandelt. Gab es in den 90er-Jahren noch regelmäßig Berichte über Geldwäsche, Erpressung und brutale Morde innerhalb der vietnamesischen Mafia, schrieben Zeitungen jetzt über „das vietnamesische Wunder“, über die „erfolgreichsten Zuwanderer“, berichteten TV-Sender über „die schlauen Vietnamesen“ – nun war die Rede davon, dass Schüler mit vietnamesischen Wurzeln häufiger Abitur machen würden als gleichaltrige Deutsche.

Der umstrittene Bestsellerautor Thilo Sarrazin zeichnete in seinen ansonsten Zuwanderern gegenüber sehr kritischen Büchern das Bild der fleißigen südostasiatischen Vorzeigemigranten, die sich voller Ehrgeiz und Bildungshunger lautlos in Deutschland integrierten und keine Probleme verursachten. Auch Politiker heben gern hervor, wie toll sich die Vietnamesen integriert hätten.

Für Mai-Phuong Kollath, deren Büro in derselben Straße wie das Dong Xuan Center liegt, sind diese Klischees und Stereotype schwer zu ertragen. Sie war selbst DDR-Vertragsarbeiterin in Rostock und berät heute Vietnamesen und Deutsche zum Thema interkultureller Austausch. „Die Politik hat wenig für die Vietnamesen im Osten getan. Es gab zum Beispiel nie echte

Anstrengungen, sie in Deutschkurse zu bringen“, sagt Kollath. Sie ärgert sich darüber, dass von den Vietnamesen häufig nur noch als Supermigranten die Rede sei: „Viele vietnamesische Einwanderer aus der ersten Generation im Osten leben am Rande des Existenzminimums, obwohl sie extrem viel arbeiten. Und auch nach 30 Jahren können viele aus der ersten Generation nur gebrochen Deutsch“, sagt Mai-Phuong Kollath. So könnten sie natürlich auch nicht an Debatten teilnehmen, ihre Kritik äußern oder auf tatsächliche Probleme aufmerksam machen.

„Die erste Generation steckt alle Ressourcen in ihre Kinder und deren Ausbildung. Sie sagen den Kindern: Du musst von morgens bis abends lernen. Am Wochenende am besten auch noch. Viele Schüler aus vietnamesischen Familien haben Angst, schlechte Noten nach Hause zu bringen, den hohen Erwartungen der Eltern nicht gerecht zu werden“, sagt Kollath. Kinder von vietnamesischen Eltern sind nicht automatisch talentierter, intelligenter oder erfolgreicher; die Erwartungen sind jedoch oft viel höher. Wobei sich das

Niveau der vietnamesischen Kinder langsam an das der Deutschen angleicht, die Schulleistungen also zurückgehen. Das bestätigt auch Thuy Luong, die am Barnim-Gymnasium in Berlin-Lichtenberg als Sozialarbeiterin tätig ist. Von gut 1.000 Schülern haben dort etwa 170 vietnamesische Eltern.

Für die Eltern sei vor allem wichtig, dass sie ihren Kindern materiell etwas bieten. „Auch deshalb arbeiten sie so viel. Sie wollen, dass sie ihren Söhnen und Töchtern wirklich alle Möglichkeiten geben, die es in Deutschland gibt. Viele dieser Jugendlichen brauchen aber nicht mehr Geld, sondern mehr Zeit und Verständnis“, sagt Luong. Weil die Eltern ähnlich wie



Tuan Tu Do sechs Tage die Woche von früh bis spät im Laden, im Restaurant oder anderswo arbeiteten, seien die Jugendlichen mehr oder weniger auf sich gestellt.

„Für die meisten vietnamesischen Eltern ist entscheidend, dass jeder die Pflichten übernimmt, die seiner Rolle entsprechen“, sagt Luong. „Häufig vergleichen sie die Leistungen ihrer Kinder mit den Leistungen anderer Kinder aus der vietnamesischen Community.“

Klare Rollen, viele Pflichten, wenig Zeit. Ein Alltag, in dem die Werte und Ideale zweier Generationen aufeinanderprallen: das Vietnam der Eltern und das Deutschland der Kinder. Zwei Welten, die zu unterschiedlich sind, als dass sie einfach lautlos und friedlich nebeneinander existieren könnten.

Die Sprachlosigkeit zwischen den Generationen ist nicht nur eine Metapher. Oft ist es für die erste und die zweite Generation tatsächlich schwierig, sich zu verständigen. Und noch schwieriger, sich zu verstehen: Die Kinder sprechen viel Deutsch, das sie perfekt können, und zu wenig Vietnamesisch für ein tiefer gehendes Gespräch. Bei den Eltern ist es genau umgekehrt. Hinzu kommt, dass die vietnamesische Sprache völlig anders funktioniert als die deutsche. Respektpersonen in der Familie spricht man mit Wendungen an wie „Frau des jüngeren Bruders der Mutter“, „ältere Schwester“ und so weiter. Von sich selbst spricht man dabei in der dritten Person. „Trinkt die Großmutter eigentlich Kaffee?“ – „Ja, die Großmutter trinkt Kaffee. Trinkt die Enkelin auch Kaffee?“ – „Nein, die Enkelin mag Kaffee nicht.“ Die Journalistin Khue Pham schrieb darüber einmal treffend: „Wenn du in Vietnam bist, vergisst du, dass es ein Ich gibt.“

Dass die Grenzen der Sprachen, Kulturen und Werte manchmal quer durch das Wohnzimmer einer Familie verlau-

fen können, hat auch Thao Tran erlebt. Sie ist Jahrgang 1992, die Eltern kamen 1988 von Vietnam nach Cottbus. „Ich war immer gut in der Schule, wollte Ärztin werden, wollte alles dafür tun, die Familie stolz zu machen. Ich kannte es nicht anders und habe das auch nie hinterfragt“, sagt Thao Tran.

Mit 16 ging sie als Austauschschülerin in die USA.

„Dort wurde ich auf einmal gefragt, was ich will, was meine Vorstellungen sind. Als ich nach dem Jahr in Amerika wieder zurückkam, war das wie ein Kulturschock.“

Immer Leistung bringen, immer erfolgreich sein, immer für die Familie da sein. „Wir sind durch einen schmerzhaften Prozess gegangen, haben uns voneinander entfernt, um dann doch wieder zusammenzufinden“, erklärt Thao Tran.

Einige Zeit danach trennten sich ihre Eltern. Das ist in vietnamesischen Familien eigentlich undenkbar. „Wir konnten uns befreien von dem, was uns immer als völlig selbstverständlich erschien. Was von der Tradition so vorgegeben war, womit meine Eltern in Vietnam aufgewachsen waren“, so Tran.

Sie musste gar nicht Ärztin werden, musste nicht die Last der Familienehre auf ihren Schultern tragen. Sie ging stattdessen nach Berlin, arbeitete am Theater, studierte ein geisteswissenschaftliches Fach.

Ihre Eltern sind heute gut befreundet und reisen manchmal gemeinsam mit der Tochter nach Vietnam. „Die Eltern meines Vaters tun bis heute so, als hätten sich meine Eltern nie getrennt. Weil es so etwas ja eigentlich gar nicht gibt“, sagt Tran. Und lacht darüber.

Sie hat sich von der Tradition befreit, ohne die Kultur zu vergessen. Vielleicht muss man erst seine Heimat verlassen, um zu verstehen, wer man eigentlich ist. ←

Nach der Wende wurden sie Opfer rassistischer Übergriffe

Flower-Power:
Viele Vietnamesen
in Berlin
betreiben Blumenläden,
in denen sie oft von
frühmorgens
bis spätabends
arbeiten





Im Netz
geht's weiter:
*Filme &
Geschichten
auf fluter.de*

RUSSENDISKO

Sie sind eine der größten Zuwanderergruppen in der Bundesrepublik. „Russland-deutsche“ werden sie genannt oder „Spätaussiedler“: Deutschstämmige aus Russland (oder anderen Nachfolgestaaten der Sowjetunion). Als deutsche Volkszugehörige dürfen sie nach Deutschland einwandern und unter bestimmten Voraussetzungen die Staatsangehörigkeit erhalten. Allein in den 90er-Jahren sind mehr als 1,7 Millionen Russlanddeutsche in die Heimat ihrer deutschen Vorfahren zurückgekehrt, die sie oft nur aus Erzählungen kannten. Ihre Kinder leben oft zwischen zwei Welten: der russischen Tradition und der deutschen Gegenwart.

ICH BIN HIER UND DAS IST AUCH GUT SO

Für den schwulen Ibrahim wurde das Leben im Libanon zur Hölle. Nun hat er hier Asyl beantragt und ist überwältigt von den neuen Eindrücken in Köln. Schnell hat er über Social Media den Weg in die LGBTI-Szene (Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender und Intersexuelle) gefunden. Endlich kann er seine sexuelle Empfindung offen und ohne Angst ausleben. Er lebt in einer WG, will alles über die deutsche Kultur lernen und engagiert sich ehrenamtlich für andere geflüchtete Menschen. Wie Ibrahims Integration läuft und welche Rolle die sozialen Netzwerke dabei spielen, zeigen wir in einem Film auf fluter.de.

Vorschau

Wenn man über Afrika liest, geht es meistens um schlimme Dinge: Kriege, Hungersnöte, Ebola-Epidemien. Gibt es auch alles, aber es gibt eben noch so viel mehr. Afrika besteht aus 54 anerkannten Staaten und hat über eine Milliarde Einwohner, viele davon so jung wie ihr. Klar, dass da eine Menge Geschichten lauern, die mal erzählt werden sollten. Über politischen Aufbruch, das Verhältnis zu Europa oder das Erbe des Kolonialismus. Wird also Zeit, dass wir endlich mal ein fluter-Heft über Afrika machen.

IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Ausgabe 58, Thema Integration, Frühling 2016
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich/
Bundeszentrale für politische Bildung/
schilling@bpb.de),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Carmen Brunner

Artredaktion

zmyk/Jan Spading

Mitarbeit

Elisa Britzelmeier, Juliane Frisse, Sabrina Gaisbauer, Sara Geisler, Andreas Keck, Stefan Kesselhut, Bernd Kramer, Natascha Roshani, Fabian Scheuermann, Ann-Kristin Schöne, Martin Theis, Benedict Wermter, Lukas Wohnner

Dokumentation

Kathrin Lilienthal

Schlussredaktion

Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift/Leserbriefe

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung,
DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/30 02 30-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH, Torstraße 109,
10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

ssm system service marketing gmbh
Im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Dudenstraße 37-43, 68167 Mannheim
Tel. 0621/33839-38, Fax 0621/33839-33
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Postfach 501055, 18155 Rostock
Fax 038204/66-273,
E-Mail: bestellungen@shop.bpb.de
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 20 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Cover Stefanie Zofia Schulz; S.3 Peter Klint Busk Jørgesen/Polfoto; S.4 Patrice Letarnec, Steven Wassenaar/Polaris/laif, Leonard Freed/Magnum Photos/Agentur Focus; S.4/8/16/24/31/38/42 Benedikt Rugar; S.5/6/9 Martin Schoeller/AUGUST; S.10 picture alliance/dpa; S.11 Ingrid Firmhofer/LOOK-foto/Getty Images; S.12/15 Oliver Grajewski; S.17 Gerald Herbert/NY Daily News Archive via Getty Images; S.18 picture alliance/UPI, Heinrich Vökel/Ostkreuz; S.19 picture-alliance/dpa, Ilvy Njokiktjien/Redux/laif, Maximilian Stock Ltd./Getty Images, Ilvy Njokiktjien/Redux/laif, Imago/Horst Rudel; S.20 Ludwig Schöpfer; S.21/33/43 zmyk; S.22/23/24 Leonard Freed/Magnum Photos/Agentur Focus; S.25 Daniel Biskup/laif; S.26-28 Sima Dehgani; S.29 Patrice Letarnec; S.32 Andres Lofego; S.34-38 Steven Wassenaar/Polaris/laif; S.40-41 Annette Jonak; S.42 picture alliance/dpa; S.44 Karam Al-Masri/AFP/Getty Images; S.46-49 Jörg Brüggemann/Ostkreuz; S.50 Ira Thiesen

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Islam

Auf [bpb.de/Begriffswelten-Islam](https://www.bpb.de/Begriffswelten-Islam) diskutieren
bekannte YouTuber wie LeFloid, MrWissen2go und
Hatice Schmidt Begriffe im Islam

Die letzte Seite im Heft ist die erste Seite im Netz



Schreibtisch von Aylin Agtas

Wie sieht's denn bei dir aus?
Schick ein Bild an meinzimmer@flutter.de